

A decorative background consisting of a grid of teal dots of varying sizes, arranged in a pattern that resembles a grid of squares with some missing or smaller dots, creating a textured, grid-like effect.

Reden über Baukultur mit

Dreiunddreißig Ausblicke auf
die Zukunft unserer Lebensräume

... Reiner Nagel	9
Baukultur in Worte fassen Eine Einführung	
... Hans-Peter Andrä	12
Das sinnstiftende Moment unserer gebauten Lebensräume	
... Ursula Baus	15
Wendehälsa, die nichts wenden	
... Eike Becker	18
Bauen für eine pluralistische, durchmischte und kreative Stadt	
... Gunnar Brand	21
Trojaner als Vermittler für gute Architektur	
... Chris Dercon	24
Performing architecture	
... Hartmut Dorgerloh	27
Neues Bauen, das dem alten seinen Raum lässt	
... Doris Dörrie	30
Zusammen wohnen	

... Barbara Ettinger-Brinckmann	33	... Jan Kleihues	58
Ein Gesellschaftsvertrag für die Baukultur		Ein stabiles Fundament für die Dynamik des Lebens	
... Heiner Farwick	36	... Ulrich Köstlin	61
Prozesse, die kein Selbstzweck sind		Facetten guten Planens und Bauens	
... Klaus Gromöller	39	... Lars Krückeberg, Wolfram Putz und Thomas Willemeit	65
Eine Frage der Haltung		Die Authentizität des Widersprüchlichen	
... Roland Gruber und Roland Wallner	42	... Regine Leibinger	68
Baukultur braucht Menschen, nicht nur Baumaschinen		Schönheit, Harmonie und Ordnung	
... Armand Grüntuch	46	... Karin Loosen	70
Architektur als fragende Tätigkeit		Die Materialisierung von Lebenszeit	
... Uli Hellweg	48	... Oliver Martin	73
Gebaute Bildung		Widerstand gegen die Banalisierung des Bauens	
... Christoph Ingenhoven	51	... Kathrin Möller	75
Arbeit am Raumschiff Erde – We are all astronauts		Ethik und Verantwortung im Wohnungsbau	
... Tom Kaden	55	... Markus Neppl	78
Wohnungsnot, Segregation und ein Holzweg		Jenseits der Stadt	

... Elke Pahl-Weber Produzenten von Stadt	80	... Jürgen Tietz Vielfalt gemeinsam gestalten	105
... Jórunn Ragnarsdóttir Häuser, die sich gut benehmen	83	... Tim von Winning Stadträume für öffentliches Leben	108
... Riklef Rambow Haltung im Alltäglichen	86	Danksagung	113
... Konrad Rothfuchs Die Quantifizierung des Städtischen	89	Impressum	115
... Tong-Jin Smith Demokratien, die man bauen kann	92		
... Werner Sobek Mut zur Utopie – J'exige l'utopie	94		
... Christiane Thalgott Gezähmte, städtische Mobilität	98		
... Karsten Tichelmann Baukulturgeschichte schreiben	101		

... Reiner Nagel

Baukultur in Worte fassen Eine Einführung

Die meisten Menschen träumen in Farbe und denken dreidimensional. Und jeder kennt das Gefühl, von einer räumlichen Situation, einem Orts- oder Landschaftsbild oder einem Bauwerk begeistert zu sein und es anderen zeigen zu wollen. Dennoch sind wir im Alltag von gebauten Lebensräumen umgeben, die eher an den Kriterien einer standardisierten Routine als an der Zielsetzung der nachhaltigen und deshalb schönen Stadt ausgerichtet sind.

Angesichts der vielfältigen gesellschaftlichen Herausforderungen haben wir uns angewöhnt, auf Anforderungen zu reagieren statt – zuweilen auch ungefragt – zu gestalten. Dabei liegt im Planen und Bauen eines der wichtigsten und größten Handlungsfelder, um eine erstrebenswerte Zukunft entstehen zu lassen.

Mit dem zweiten Essayband zur Baukultur gehen wir auf Autorinnen und Autoren mit ganz unterschiedlichen, fachlichen und persönlichen Hintergründen zu. Ursprünglich hatten wir uns strukturierende Fragen ausgedacht. Die meisten Essayisten haben sich aber davon freigemacht und direkt losgelegt, in dreiunddreißig sehr lesenswerten, inspirierenden Beiträgen. Entstanden sind bedenkenswerte Dreiminuten-Lektüren, die die eigene Reflexion über Baukultur ergänzen oder erst auslösen können. Während der erste Essayband eher noch

eine Positionsbestimmung zur gesellschaftlichen Rolle von Baukultur in Deutschland war, so wird der Ton im zweiten Band teilweise kämpferischer, und hin und wieder schwingt auch eine Portion Ungeduld und Frustration über die Realität unserer gebauten Umwelt und deren „Produktionsbedingungen“ mit. Verständlich, wenn man überlegt, wo wir gestartet sind, und wie weit wir noch gehen müssen, um Baukultur zu einem allgemeinen, gesellschaftlichen Anliegen zu machen. Schon 2001 waren auf dem Kölner Kongress der Initiative Architektur und Baukultur, der schließlich zur Gründung der Bundesstiftung führte, die Diagnosen zur Situation unserer gebauten Umwelt sehr ernüchternd. Von Ratlosigkeit, Enttäuschung und Resignation war die Rede, die sich eher in Pragmatismus denn in Gestaltungslust abbildete. Fast zwei Jahrzehnte später klingt das in der „Erklärung von Davos zur Baukultur“ immer noch ähnlich: Überall in Europa zeichne sich „ein allgemeiner Verlust an Qualität der gebauten Umwelt und der offenen Landschaften ab, was sich in einer Trivialisierung des Bauens, in fehlenden gestalterischen Werten und einem fehlenden Interesse für Nachhaltigkeit, in zunehmend gesichtslosen Agglomerationen und verantwortungslosem Landverbrauch, in einer Vernachlässigung des historischen Bestandes und im Verlust regionaler Identitäten und Traditionen zeigt.“

Was sich aber inzwischen geändert hat, ist das politische und gesellschaftliche Interesse an Baukultur und die Erkenntnis, dass eine positive Wende über den Einzelfall hinaus auf breiter Ebene nur gemeinsam erreicht werden kann. Im Bewusstsein derjenigen gesellschaftlichen und beruflichen Gruppen, die früher gesagt hätten, dass Baukultur nicht ihr Thema sei, ist die Mitwirkungsbereitschaft für die gebaute Umwelt gewachsen.

Hier haben die Baukulturberichte an die Bundesregierung, die mit fundierten Argumenten, folgerichtigen Analogieschlüssen, informativen Grafiken und guten Beispielprojekten den gesellschaftlichen Stellenwert von Baukultur aufzeigen, ihre stetige Wirkung entfaltet. Manchmal erzielen aber eine kleine Geschichte, ein kluger Gedanke

oder ein persönlicher Rat mehr Wirkung als viele Worte von Berichterstattern. Wir müssen in der Lage sein, Räume und Bauwerke als Ergebnisse von Baukultur auch zu empfinden und wenn möglich, diese Empfindungen auch in Worten ausdrücken können. Wenn, wovon wir überzeugt sind, Baukultur einen Beitrag für eine bessere Gesellschaft leisten kann, dann müssen wir auch sagen, wie das konkret aussieht, zum Beispiel in uns beherbergenden Räumen, in Geborgenheit und Sicherheit bietenden Quartieren, in lebendigen Nachbarschaften und in uns emotional berührenden Bauwerken.

Die folgenden Texte eröffnen hierzu aus ganz unterschiedlichen Blickwinkeln neue und persönliche Perspektiven. Sie werden in diesem Essayband erstmalig veröffentlicht. Alle dreiunddreißig Beiträge sind uns von den Autorinnen und Autoren spontan zugesagt worden, als persönlicher Beitrag für mehr Baukultur. Sie zeichnen ein Stimmungsbild über die Bedeutung von Baukultur und bereichern den Diskurs zur Bedeutung gebauter Lebensräume.

Reiner Nagel

Architekt und Stadtplaner, Vorsitzender der Bundesstiftung Baukultur, Potsdam/Berlin

studierte Architektur in Hannover. Er arbeitete seit 1986 in verschiedenen Funktionen auf Bezirks- und Senatsebene für die Stadt Hamburg, zuletzt ab 1998 in der Geschäftsführung der HafenCity Hamburg GmbH. Seit 2005 war er Abteilungsleiter in der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung Berlin für die Bereiche Stadtentwicklung, Stadt- und Freiraumplanung. Reiner Nagel ist seit 2009 Lehrbeauftragter an der TU Berlin im Bereich Urban Design und Mitglied der Deutschen Akademie für Städtebau und Landesplanung sowie außerordentliches Mitglied des Bundes Deutscher Architekten BDA. Seit 2013 ist Reiner Nagel Vorstandsvorsitzender der Bundesstiftung Baukultur.

... Hans-Peter Andrä

Das sinnstiftende Moment unserer gebauten Lebensräume

Vorstellungen über Räume entwickeln wir Kraft unserer Erfahrung und Phantasie. Was aber ist mit dem Leben, das diese Lebens-Räume beheimaten soll? Hat das Leben über die Geschäftigkeit unseres Alltags hinaus einen Sinn? In seinem Fokus steht der Gelderwerb, nicht nur für die Befriedigung menschlicher Grundbedürfnisse wie Wohnung, Kleidung und Nahrung, sondern auch für Bildung, Kommunikation, Transport. Auch Genuss oder Zeitvertreib gehören dazu, den Rainer Maria Rilke als „wunderliches Wort“ bezeichnete, denn die Zeit „zu halten, wäre das Problem.“

Auf die Befriedigung der Bedürfnisse erheben in unserer Gesellschaft alle einen Anspruch. Begrenzte natürliche Ressourcen lassen aber eine unreflektierte Befriedigung der Bedürfnisse aller auf Dauer nicht zu. Daher ist für die bauliche Gestaltung der Lebensräume die Schonung von Ressourcen und hohe energetische und funktionale Effizienz unverzichtbar.

Das Leistungsspektrum des Lebensraums wird dementsprechend sektoral aufgeteilt und nach pragmatisch erkennender Vernunft optimiert. Um über die Summe der Teile hinaus ein Ganzes zu werden, geht es beim Lebensraum aber nicht nur um die Verknüpfung von individuellen Räumen, sondern um den gemeinsamen Lebenskern, um Bleiben und Sein, den Ort, wo unser Herz ist. Baukultur ist sowohl Spiegelbild als auch Gewächshaus von gesellschaftlicher Identität und Wertigkeit. Der Mangel an Herzensbildung lässt sich durch technische Perfektion nicht kompensieren.

Sinnentleerung, der Ersatz der Kräfte des Ethos durch die Technik und virtuelle Realität, hat unser Leben trotz allem Konsum und aller Freiheiten schal und dürrig gemacht, und viele flüchten sich in Drogen der unterschiedlichsten Art. „Es gibt keine Kultur ohne Religion“, stellt Alexander Grau in Cicero-online am 27. Dezember 2017 fest. „Denn Religion stiftet kollektive Identität, sie legitimiert soziale Ordnungen und vermittelt Sinn.“ Wir kommen also an der Gretchenfrage nach der Religion nicht vorbei, die schon Doktor Faust nur ausweichend beantworten wollte.

Im Buch *Genesis* der Heiligen Schrift werden ganz zu Anfang bei der Beschreibung des paradiesischen Lebensraums zwei Bäume in dessen Mitte erwähnt: der Baum der Erkenntnis und der Baum des Lebens. Nach dem Sündenfall am Baum der Erkenntnis und der Vertreibung aus dem Paradies wurde der Zugang zum Lebensbaum versperrt. Am Ende des letzten Buchs der Heiligen Schrift, der Offenbarung des Johannes, stehen wir aber wieder vor dem Lebensbaum. Es sind nun sogar viele Lebensbäume geworden, und sie stehen an einem Strom

inmitten eines neuen Lebensraums, nämlich einer großen, von friedvollen Völkern der Erde bewohnten Stadt.

Für die Bauherren und Baumeister vieler Generationen vor uns war es eine inspirierende und motivierende Herausforderung, sich am Bau dieser Stadt zu beteiligen. Gotische Dome in ihrer heute noch immer ergreifenden Erhabenheit waren ein Ergebnis. Sie geben nach Jahrhunderten noch Zeugnis, wie sich die Erfahrung einer über unseren Alltag hinausreichenden göttlichen oder absoluten Wirklichkeit in der Baukunst niederschlägt. Dem gilt es nachzueifern.

Dr. Hans-Peter Andrä

Ingenieur, Stuttgart

trat 1977 nach dem Studium in Stuttgart und Calgary, Promotion und Referendariat beim Autobahnamt Baden-Württemberg in das Ingenieurbüro Leonhardt, Andrä und Partner ein. Von 1988 bis 2013 war er geschäftsführender Gesellschafter mit Schwerpunkten Hochbau und F&E am Standort Berlin (u. a. zuständig für das Reichstagsgebäude in Berlin). Er wirkte in zahlreichen Gremien mit, u. a. von 2005 bis 2012 als Präsident der Bundesvereinigung der Prüflingenieur für Bautechnik. Von 2013 bis Juli 2018 war er Aufsichtsratsvorsitzender der LAPAG.

... Ursula Baus

Wendehäse, die nichts wenden

Halten wir uns, wenn es um unser Dasein in dreißig Jahren gehen soll, nicht mit Kleinigkeiten auf. Jahrzehntelang durften wir auf einen Weltfrieden und eine zur Vernunft kommende Menschheit hoffen – und jetzt? Totalitäre Herrscher und demokratisch gewählte Exzentriker lassen gegenwärtig bar jeder Vernunft die Säbel rasseln, als könne ein dritter Weltkrieg der Menschheit nichts anhaben. Weltweit hinterlässt auch ein Großteil derer, die im kapitalistischen Weltwirtschaftssystem tätig sind, eine Spur der Verwüstung, weil ihr Wachstumsdogma lückenlos alle Lebensbereiche des zum Konsumenten degradierten Menschen erreicht.

Derartiges „Wachstum“ ruiniert die Lebensgrundlagen der Menschheit, die mit dominant technischen – und das heißt primär ökonomisierbaren – Konzepten reagiert. Ein altbekannter Teufelskreis, der mit der Digitalisierung groß und größer wird. Für die Entwicklung aller Lebensräume will aber die Hoffnung niemals begraben werden, weil im Sektor Technik und Digitalisierung Unglaubliches geleistet werden kann – wenn es in einem ethischen Rahmen ausgehandelt wird.

Blicken wir ins Land der Bundesstiftung Baukultur. Die Banken diktieren der Regierung, wie sie gerettet werden möchten. Sie behaupten einfach, sie seien „systemrelevant“ – aber das System ist falsch. Politisch Mächtige proklamieren vollmundig eine umweltverträgliche Verkehrswende, lassen sich aber von der Autoindustrie wie tumbe Bären in der

Manege des Wohlstandszirkus herumführen. Die Rede ist zudem von einer Energiewende und einer Steuerwende, und was sonst noch alles gewendet und abgewendet werden muss. Das Personal für all diese Wenden rekrutiert sich aber leider aus vielen Wendehälsen, die sich als Personen im *Change Management* üben – was sie jeweils „wenden“ wollen, spielt keine Rolle. In der Ökonomisierung des Individuums werden seine Anpassungsfähigkeiten und -strategien gefördert, aber Anpassung ist keine Tugend per se, auch die Mafia lebt vom Prinzip Anpassung. Anpassen kann man sich an bestehende Verhältnisse, aber nicht an eine Zukunft. Zukunft muss man so gut es eben geht: gestalten. Hier beißt sich die Katze in den Schwanz. Zu gestalten und steuern ist häufig nichts mehr, weil von Lobbyisten und vielen anderen bereits gesteuerte Gesetzesvorgaben viel Irrsinn verstetigen.

Kommen wir also zu den „Zukunftsfragen“. Um wessen Zukunft geht es der Bundesstiftung Baukultur? Was heißt „Zukunftsfähigkeit“? „Zukunft“ ist kein qualitativ definierter Begriff, weil er keine kollektive, ethische Grundlage erkennen lässt, sondern allenfalls eine ontologische. Die Folgen des bereits angesprochenen, nicht hinterfragten Wachstumsdogmas spiegeln sich Tag für Tag in meiner gebauten Umgebung. Es wird viel zu viel und obendrein das Falsche gebaut. Menschen in einem Land, in dem mancherorts Wohnungsnot herrscht, dürfen sich nicht in der Frage verlieren, wie viele Wohnungen da oder dort fehlen. Zu überlegen ist, warum und was an dieser Ursache wie geändert werden könnte. Wie man beispielsweise die Arbeit dorthin bringt, wo sie gebraucht wird, wo Wohnraum in schönster Fülle zur Verfügung steht und ertüchtigt werden kann. Dieses Problem tangiert ursächlich weder Architektur- noch Stadtplanung, sondern obliegt einer Politik, die sich ums Ganze kümmern muss. Wenn wir über Donald Trumps *America first* spotten, dann schauen wir doch hierzulande mal auf die Grabenkämpfe benachbarter Kommunen, konkurrierender Städte, um Wirtschaftskraft buhlender Regionen. Die Bauwirtschaft verdient hierzulande so oder so: immer.

In einer Unterhaltung zwischen Theodor W. Adorno und Ernst Bloch über Utopien ging es unter anderem darum, dass bei der Realisierung einer Utopie das Schönste verloren gehe: sich etwas Anderes vorstellen zu können. Ich wünsche mir, dass wir lokal und persönlich entscheidungslustig, aber niemals ohne das ethisch konnotierte Wissen um globale Entwicklungen handeln.

Dr.-Ing. Ursula Baus

Architekturkritikerin und freie Publizistin, Stuttgart

studierte Kunstgeschichte, Philosophie und Archäologie in Saarbrücken, Architektur in Paris und Stuttgart, wo sie promovierte. Ursula Baus war Redakteurin der *db* und danach Mitbegründerin von *frei04* publizistik. Sie Lehrte Architekturtheorie und -kritik und war Beirätin der Bundesstiftung Baukultur. Sie ist im wissenschaftlichen Kuratorium der IBA Basel 2020 und Prize Expert des Mies van der Rohe Award, schreibt Bücher, hält Vorträge, ist an Diskussionen und Jurys beteiligt. Seit 2017 ist sie Mitherausgeberin des Online-Magazins *marlowes.de*, das 2018 mit dem Werkbund Label ausgezeichnet wurde.

... Eike Becker

Bauen für eine pluralistische, durchmischte und kreative Stadt

Aus meinem Büro im 15. OG schaue ich an einem Sommersonntag auf Berlin. Soweit das Auge reicht ist diese ruppige und abwechslungsreiche Welt von Menschen gemacht. Durch die Vielfalt schier unzähliger Planungen ist über Generationen hinweg etwas entstanden, was kein Einzelner je so gewollt hat. In einem endlos verzweigten und sich ständig verändernden Netz von Mitwirkenden wurde geplant, verworfen, gebaut, abgerissen, zerstört und wieder aufgebaut. Dadurch wird jede Stadt das Abbild ihrer Erbauer, also der Gesellschaft, die sie sich erschafft. Klaus Humpert hat es so formuliert: „Wenn die Gesellschaft in Ordnung ist, sind auch die Städte in Ordnung“.

Dabei sehen wir heute nur eine Momentaufnahme im Strom stetigen Wandels. Die Stadt der Zukunft ist die von heute, nur morgen, und vermutlich völlig anders.

Gute Architektur und nachhaltiger Städtebau sind in der Regel heute nicht mehr das Ergebnis schneller Entscheidungen exklusiver Gruppen, sondern erwachsen im günstigen Falle aus Strukturen, die faire, gleiche und offene Beteiligungen regeln. Es sind die inklusiven, öffentlichen Institutionen, die dies ermöglichen und für Gesellschaften häufig so schwer zu erreichen und zu halten sind.

Mein Lebensraum der Zukunft ist die nachhaltige, pluralistische, durchmischte und kreative Stadt, die auf gerechte Weise alle ein- und keinen ausschließt, die diverse gesellschaftliche Gruppen zusammenbringt und sich dabei auch in zunehmendem Maße über Teilhabe definiert.

Sie ist das Ergebnis fortlaufender Abstimmungen zumeist unterschiedlicher Lebensentwürfe und häufig gegensätzlicher Protagonisten. Die Lösungen sind zumeist differenzierter, innovativer und können besser in einer sich verändernden Welt bestehen.

Auch wenn ich an der Langsamkeit und der Tragik vieler Entscheidungen am Rande des Scheiterns häufig verzweifle, gibt es heute noch keine leistungsfähigeren Systeme, wenn es um die Schaffung lebendiger, lebenswerter und nachhaltiger Städte für Viele geht.

Bürgerinitiativen sind dabei zu einer kraftvollen Bewegung geworden. Der Frust rührt heute vielfach daher, dass die als „ergebnisoffener Dialog“ gepriesene Bürgerbeteiligung vielfach zum reinen *Particitainment* wird. Heute geht da noch einiges durcheinander. In ungeklärten Verhältnissen wirken die meisten Beteiligten überfordert. Kommunale Verfahren befinden sich aktuell in der Erprobung. Leitlinien werden vielfach noch erarbeitet. Wer bei welchen Themen mitbestimmt, ist noch häufig unklar.

Architekten sollten dabei kritisch ihr Selbstverständnis und ihre Aufgaben hinterfragen. Sie werden als Mediatoren und Ideengeber mehr denn je gebraucht. Ein Mangel an Visionen ist nicht immer ein Segen

und nicht jede Vision ist schlecht. Ohne nachvollziehbare Vorstellungen und Projekte kann nicht die narrative Kraft entstehen, die Mehrheiten hinter sich versammelt.

Das Ringen um die beste Lösung ist oft zäh, und kann Projekte verzögern oder sogar verhindern. Das ist der Preis der Partizipation – aber ohne sie wird die kreative, offene Gesellschaft kein Zuhause finden.

Eike Becker

Architekt, Berlin

studierte von 1983 bis 1990 Architektur an der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule Aachen, der Universität Stuttgart und der École nationale supérieure d'architecture de Paris-Belleville. Es folgten Praktika bei Norman Foster Associates und Richard Rogers Partnership in London. 1991 eröffnete er das Büro Becker Gewers Kühn & Kühn Architekten. 1999 gründete Becker zusammen mit Helge Schmidt das Büro Eike Becker_Architekten. 2012 veröffentlichte er sein Buch „Superferenz“. Eike Becker war von 1999 bis 2015 Vorsitzender des Vorstands des KW Institute for Contemporary Art in Berlin. Aktuell sitzt er im Kuratorium der BDA Galerie Berlin sowie im Vorstand der Hans-Schaefers Stiftung und ist Mitglied des Innovation Think Tanks des Zentralen Immobilien Ausschusses (ZIA).

... Gunnar Brand

Trojaner als Vermittler für gute Architektur

Nein, nicht als Trojaner, der ihren Computer hacken möchte, sondern in friedlicher Absicht, als Vermittler für gute Architektur – als Architekt der leidenschaftlich gerne entworfen, gestaltet und gebaut hat, habe ich mich bewusst entschieden, über Architektur zu schreiben. Nicht für ein Fachmagazin. Für eine Publikumszeitschrift: DAS HAUS. Wir machen uns stark für bezahlbaren Wohnraum und vermitteln Bauwissen. Denn ich bin überzeugt, dass sich der Wert und die Qualität von gut geplanter Architektur auch Laien erklären und vermitteln lässt. Haben nicht wir selbst im Studium den Umgang mit Formen, Proportionen und Grundrissen erlernt? Wie sich räumliche Atmosphäre und das Fügen von unterschiedlichsten Materialien und Oberflächen schaffen lässt, verfeinern wir weiterhin in der täglichen architektonischen Arbeit.

Das Trojanische an mir ist das Thema: Einfamilienhausarchitektur. Sicherlich sind wir uns alle einig, dass die Errichtung des freistehenden Einfamilienhauses im Grünen, in Bezug auf nachhaltige und ressourcenschonende Entwicklung von Wohnraum nicht die idealste Lösung darstellt. Demgegenüber steht allerdings der Traum vieler Bauherren (je nach Umfrage zwischen 40 bis 65 Prozent), die sich ein Einfamilienhaus wünschen. Der Blick in die gebaute Realität weist von circa

19,5 Millionen Wohngebäuden 12,5 Millionen als Einfamilienhäuser aus. Sogar in den Großstädten wie München, Hamburg, Berlin und Köln liegt der Schnitt dieser Wohnform bei über 50 Prozent.

Der Wunsch nach einem Eigenheim ist tief verwurzelt im Denken und Handeln junger Menschen. Das Einfamilienhaus galt und gilt noch immer als Statussymbol: „Wir haben es geschafft!“. Wer so groß wurde, möchte selbst so wohnen: die Ruhe im Garten und in den eigenen vier Wänden genießen. Dieses behütete Idyll möchte man seinen Kindern auch bieten. Nicht zuletzt stellt es einen wichtigen Baustein in der Altersvorsorge dar. Gegen diesen Wunsch anzuschreiben, ihn zu ignorieren und alle „Häuslebauer“ zu verdammen, neue urbane Wohnformen und Strategien zu entwerfen, um den Flächenfraß einzudämmen oder den Ausweis von neuen Wohngebieten zu verbieten, stellt daher keine wirkliche Lösung des Problems dar.

Eine Lösung kann ich auch nicht präsentieren, doch wenn ich mir etwas wünschen dürfte, wären das folgende Aspekte: Den Markt Einfamilienhaus als Architekt ernst zu nehmen und sich mit den Wünschen und Bedürfnissen der einfach bis gut verdienenden Menschen auseinanderzusetzen. Ausgeklammert sei das Bauen für die Bestverdienenden, denn solch ein Haus zu entwerfen, sollte für jeden von uns kein Problem darstellen. Einen guten Grundriss zu entwerfen, kostet immer das gleiche, egal ob für ein kleines Budget, im sozialen Wohnungsbau oder für eine Villa. Teuer machen es erst die Auswahl von exklusiven Materialien und das Übermaß an Wohnfläche. Eine viel größere und in meinen Augen auch interessantere Herausforderung: mit dem begrenzten Budget des Normalverdieners ein Haus zu entwerfen. Das Haus so zu planen, dass es zu keinem inneren Leerstand führt, wenn die Kinder ausziehen, sondern dass es sich der jeweiligen Lebenssituation anpassen kann. Ja, das kostet viel Zeit, welche die HOAI (Honorarordnung für Architekten und Ingenieure) nicht abdeckt. Ebenso kostet es Geduld und vor allem Einfühlungsvermögen, um nicht die Klischees, die es nicht zu Unrecht über unseren Berufsstand gibt, zu erfüllen. Wohl aus diesen Gründen

haben weite Teile unseres Berufsstandes das Einfamilienhaus zu größten Teilen Bauträgern und Fertighausbauern überlassen.

Von Stadtplanung kann man bei neu ausgewiesenen Baugebieten nicht wirklich sprechen. Zu 99,9 Prozent kann so kein attraktives, durchmisches und vielfältiges Wohnen entstehen. Der Einheitsbrei, den keiner von uns sehen will, ist damit vorprogrammiert. Mut in den Bauämtern zu unkonventionellen und überraschenden Bebauungsplänen wäre ein erster Schritt. Das nicht jede DIN und Norm sinnvoll ist und das Bauen erleichtert, kennen wir aus der Praxis. Es macht das Bauen aber komplizierter, langwieriger und teurer. Wenn DIN Vorschriften und Normen zum Beispiel für fünf Jahre ausgesetzt werden, stürzt auch kein Haus zusammen, oder?

Werden wir doch alle zum Trojaner und löschen unsere Vorurteile zum Einfamilienhaus von der Festplatte. Lassen Sie uns zusammen mit Häuslebauern, der Politik und Bauindustrie, querdenkenden und mutigen Bauämtern und Machern eine Wohnform und Quartiere entwickeln, in denen wir den Wunsch des Eigenheims neu definieren. Dann bin ich überzeugt, sprechen wir zukünftig mit einer großen Öffentlichkeit über die neue Wohnvielfalt.

Gunnar Brand

schreibender Architekt und Tischler, München

geboren 1977 in Paderborn, lernte vor seinem Architekturstudium in Detmold das Handwerk als Tischler. Nachdem er als Architekt in Wien und München kleine wie große Gebäude mitgebaut hat, leitet er seit 2016 das Ressort Bauen & Renovieren der Zeitschrift DAS HAUS. Als kreativen und schaffenden Ausgleich entwirft er Möbel für sein eigenes Label MOEBEL COMPAGNIE. Hier verbindet sich die Leidenschaft für Handwerk, Gestaltung und Genuss. Er sitzt in keinem Gestaltungsbeirat und lehrt an keiner Hochschule.

... Chris Dercon

Performing architecture

Vicenza, 19. September 1786. Auf seiner Italienreise begegnet Goethe Palladio. Jedoch nicht in einer wahren Begegnung, denn Palladio ist bereits 1580 gestorben. Ihre Zusammenkunft fand lediglich in Goethes Vorstellung statt. Allerdings führt die imaginierte Begegnung zwischen diesen beiden Geistesgrößen uns dazu, zwei sehr verschiedene, künstlerische Disziplinen einander gegenüberzustellen: Literatur und Architektur.

Disziplinen und Diskurse, die auf den ersten Blick so unterschiedlich scheinen und doch: Für Goethe bildet diese Gegenüberstellung „ein Drittes“ (Kapitel) oder eine dritte „Konstruktion“. Vor diesem

Hintergrund – Goethes „Drittes“ – können wir die vorliegende Textsammlung auch als ein architektonisches Werk betrachten. Die Architektur ist nicht nur ein häufig wiederkehrendes Motiv in der Literatur, man denke an Proust oder Borges, sie fordert die Literatur oft heraus, über ihre eigenen Grenzen hinaus zu denken, wie in Georges Perecs fantastischem *Espèces d'espaces* oder in den autobiografischen Essays des Historikers Tony Judt in *The Memory Chalet*.

1987 veröffentlichte der kanadische Künstler Rodney Graham ein Buch, das gleichermaßen ein Werk für und über Architektur ist, mit dem Titel *The System of Landor's Cottage*. Das Buch beruht auf einem Text von Edgar Allan Poe *Landor's Cottage: A Pendant to the „Domain of Arnheim“* von 1849 [in deutscher Übersetzung erschienen als *Landors Landhaus. Geschichten von Schönheit, Liebe und Wiederkunft*]. Der Originaltext von Poe ist sehr bildhaft beschrieben, er enthält eine Darstellung eines kleinen ländlichen Dorfes in einer idyllischen Tallandschaft. Auf gut dreihundert Seiten erschafft Rodney Graham in allen Einzelheiten einen Annex für Poes Landhaus, er ergänzt das Original indem er dem fiktiven architektonischen Objekt Poes einen kleinen Flügel als Anbau hinzufügt.

Das Wort „Annex“ hat drei Bedeutungen: Erstens bezeichnet es einen Anhang zu einem Dokument, zweitens einen architektonischen Anbau – wie etwa eine Veranda – und drittens eine territoriale Erweiterung durch Annektierung oder Beanspruchung eines Gebietes.

Denke man vor diesem Hintergrund an Rodney Grahams *Landor's Cottage*, fallen einem sofort zahlreiche architektonische Objekte auf dem Lande ein. Als Belgier komme ich aus einem Land, in dem es viele Annexe gibt. An Anbauten ist im Prinzip nichts auszusetzen, solange man den Anbau nicht als eine bloße Erweiterung eines Gebäudes betrachtet. Denn im Gegenteil bringt uns ein echter Anbau dazu, sehr genau auf das zu schauen, was bereits vorher existierte. Und geht es nicht bei einem Anbau weit mehr um den Maßstab als um die Größe? Oder: stellt nicht gerade ein Anbau die Autorität der Dauerhaftigkeit

in Frage? Kann ein Anbau die Normalität überwinden? Und warum können manche architektonischen Bauten einen Anbau verkraften und andere nicht?

Ich kann nur hoffen, dass zeitgenössische Architektur solche herausfordernden Aspekte ernst nimmt, und zwar nicht nur auf dem Land. Denn: Zeig mir Deinen Annex und ich zeige Dir meinen. Ich kann sogar so weit gehen zu sagen, dass mein eigener Annex Raum schafft für Goethes „Drittes“ – er eröffnet die Möglichkeit, Architektur durch die vielfältigsten Annektierungen verschiedenster Disziplinen zu verwirklichen.

13. April 2018

aus dem Englischen übersetzt

Chris Dercon

Theaterwissenschaftler und Kurator, Berlin

geboren am 30. Juli 1958 in Lier, Belgien. Von 1976 bis 1982 Studium der Kunstgeschichte und Theaterwissenschaften in Leiden und Filmtheorie in Amsterdam. Chris Dercon arbeitete als freier Mitarbeiter für Kunst und Kultur beim belgischen Rundfunk und Fernsehen sowie am Sint-Lukas Hoger Instituut voor Beeldende Kunsten, Brüssel, als Dozent der Fachbereiche Video und Kino. 1988 ging er als Programmdirektor an das PS1 Museum in New York (das heutige MoMA PS1). 1990 wurde er Direktor des Witte de With, Zentrum für zeitgenössische Kunst, in Rotterdam. Von 1996 bis April 2003 war er Direktor am Museum Boijmans Van Beuningen in Rotterdam. Von Mai 2003 bis März 2011 war er Direktor des Hauses der Kunst in München. Von 2011 bis 2016 war er Direktor der Tate Gallery of Modern Art in London und von August 2017 bis April 2018 Intendant der Volksbühne Berlin.

... Hartmut Dorgerloh

Neues Bauen, das dem alten seinen Raum lässt

Gebaut wird immer zeitgenössisch – und Gebautes wird stets historisch. Brandenburgs Kurfürsten, Preußens Könige und die Deutschen Kaiser sind also durchaus *up to date* gewesen, als sie ihre Residenzlandschaft in Berlin, Potsdam und in der Mark Brandenburg anlegen und fortlaufend erweitern ließen. Letztlich folgten die dafür gewählten Formen sogar den jeweiligen Funktionen, egal, ob Schlösser und Gärten der staatlichen

Repräsentation, privaten Wohnzwecken oder beidem zusammen dienen. 300 Jahre lang wurde um-, an- und neu gebaut und damit zugleich betrieben, was zum zeitgenössischen Bauen zwingend dazugehört: Bauen in und mit Denkmälern oder kurz – Denkmalpflege.

Nach Le Corbusier dreht sich die gesamte Geschichte der Architektur „ausschließlich um Maueröffnungen“. Es geht um das Öffnen von Räumen und mehr noch: um Räume, die – nach innen und außen – offen bleiben sollen. Genau in diesem Sinne wäre es klug, wenn neues Bauen dem alten seinen Raum ließe. Zum einen, weil auch neue Architektur einmal alt und dann ebensolchen Respekt verlangen wird. Viel eher aber noch, weil es um ein Erbe geht, das für eine Stadt, eine Region, ein Land, einen Kulturraum steht und signifikant von dem zeugt, was diese ausmacht. Im Fall der Potsdam-Berliner Kulturlandschaft handelt es sich zum Beispiel um eine großartige Synthese von planmäßiger Stadtentwicklung, Architektur, Gartenkunst und gestalteter Landschaft, die weltweit ihresgleichen sucht. Wer hier nun Veränderungen oder Adaptionen beabsichtigt, muss wissen, dass damit unwiederbringliche Verluste einhergehen können.

Um es unmissverständlich zu sagen: Daraus ist nicht das sture Verhindern neuer Gestaltungsideen abzuleiten, wohl aber die Forderung nach einem verantwortungsvollen Umgang mit den Leistungen unserer Vorgänger. Soll heißen, historische Architekturen oder Gartenanlagen verdienen es, in ihren ursprünglichen Wirkungszusammenhängen ernst genommen zu werden. Mit heutigen Nutzungswünschen, Standards, Normen ist das nicht immer kompatibel. Doch gerade das ist die Herausforderung.

Schlösser sind nun einmal nicht für die Serviceansprüche des Tourismus im 21. Jahrhundert gebaut worden. Sie trotzdem dafür zu konditionieren, ohne sich vom unbeschränkten Glauben an Effizienz und das technisch Machbare einhegen zu lassen, bedarf der Balance zwischen Welt und Erbe, sprich: der Abwägung zwischen den Ansprüchen der Gegenwart und dem, was Bauten der Vergangenheit an

Möglichkeiten bieten. So war etwa im Potsdamer Neuen Palais kein Platz für ein modernes Besucherzentrum, dafür aber in einem barocken Torgebäude in der unmittelbaren Nachbarschaft. Und was für den Besucherservice galt, traf nicht weniger für die Arbeitsplatz-, Werkstatt- oder Depotsituation in einem Museumsbetrieb wie der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg zu. Die Entscheidung fiel zugunsten eines Neubaus: Das Berliner Büro Staab Architekten errichtete ein Wissenschafts- und Restaurierungszentrum im Denkmalbestand des Parks Sanssouci. Im UNESCO-Welterbe fügte sich mithin Neues zum Alten. Und zwar ohne letzterem den Raum zu nehmen. Le Corbusier hat recht: Alles eine Frage der Maueröffnungen.

Prof. Dr. Hartmut Dorgerloh

Kunsthistoriker, Denkmalpfleger und Kulturmanager, Berlin

geboren 1962, ist seit 1. Juni 2018 Generalintendant des Humboldt Forums in Berlin. Von 2002 bis Mai 2018 war Hartmut Dorgerloh Generaldirektor der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg (SPSG). Von 2012 bis 2018 war er erster Vorsitzender von Schlösser und Gärten in Deutschland e. V. und von 2005 bis 2010 Sprecher der Konferenz Nationaler Kultureinrichtungen. Hinzukommen enge und vielseitige Kooperationen mit der Stiftung Preussischer Kulturbesitz (SPK), dem Deutschen Historischen Museum (DHM) in Berlin sowie vielen Museen, Kultureinrichtungen und Hochschulen bundesweit. Er lehrt seit 2004 als Honorarprofessor an der Humboldt-Universität zu Berlin, nimmt seit 2007 regelmäßig Lehraufträge an der Universität Bern wahr und war Scholar am Getty Research Institut in den USA. International ist er u. a. durch seine langjährige Vorstandstätigkeit bei ICOM-DemHist und der Association des Résidences Royales Européennes (ARRE) vernetzt.

... Doris Dörrie

Zusammen wohnen

Wie möchte ich wohnen? Ich möchte das Unmögliche: Im Grünen und in der Stadt, in der Stille und umgeben von Menschen. Ich möchte Kontakt zu den Nachbarn. Ich möchte Kinder um mich herum und alte Leute, aber ich möchte auch meinen ungestörten Rückzugsort. Ich möchte einen Gemeinschaftsgarten, um den ich mich nicht allzu viel kümmern muss, ich möchte große, hohe, helle Räume, aber eine bezahlbare Miete. Ich möchte in einem Haus leben, in dem sein Architekt auch leben wollen würde, und nicht nur Fotos von seiner grandiosen Fassade postet. Ich möchte in einem gepflegten Haus wohnen, das dennoch Platz lässt für ein bisschen kreative Unordnung. Ich möchte Hinterhöfe, in denen man Feste feiern und Vorgärten, in denen man Pflaumen und Flieder pflücken kann.

Ich möchte das Unmögliche – aber zufällig wohne ich tatsächlich so. Noch. Noch ein bisschen. Seit fast dreißig Jahren wohne ich mitten in Schwabing in einem Haus, das kurz nach der Jahrhundertwende gebaut

wurde. Die Architektur folgt elegant und zurückhaltend den Idealen des Jugendstils, es hat Erker und unterschiedlich gestaltete Fenster, es wirkt harmonisch schlicht. Es ist ein eher bescheidenes Haus in seiner Zeit gewesen, bewohnt von Familien des Mittelstandes, von vielen jüdischen Familien, die fast alle abgeholt und vernichtet wurden. Eine Bewohnerin hat das recherchiert und aufgeschrieben, und in der Mietergemeinschaft gibt es ein Bewusstsein der Geschichte des Hauses, das man zum Teil seit vielen Jahren miteinander bewohnt. Das Haus wird als gesamtes Haus wahrgenommen mit all seinen sehr unterschiedlichen Bewohnern und Geschichten. Alljährlich wird zusammen ein Hausfest ausgerichtet. Es gibt Kinder im Haus und Alte, Wohngemeinschaften, Familien und Ehepaare, arme Künstler, Angestellte, Beamte, eine Hausärztin und einen Physiotherapeuten – also alles, was der Mensch braucht.

Nur zwanzig Minuten mit dem Fahrrad entfernt befindet sich ein Gemeinschaftsgarten, gleich um die Ecke ist der alte Elisabethmarkt mit Gemüse- und Obstständen, kleinen Cafés und Imbissstuben. Ein Paradies. So möchte man wohnen. So habe ich bis vor Kurzem gewohnt. Denn nach der Bankenkrise wurde das Haus, das jahrzehntelang von einer Stiftung geschützt wurde, an Investoren verkauft, die große Umbauten planen, die Mieten bereits drastisch erhöht und die Wohnungen aufgeteilt und verkauft haben. Der Vorgarten mit Flieder und Pflaumenbaum wurde gerodet und mit Industriekiesel zugeschüttet, weil so die Nutzungsfläche anders ausgewiesen werden kann.

Die alten Mieter müssen über kurz oder lang gehen. Viele werden keine Wohnung mehr in der Stadt finden, die sie sich leisten können. Die Hausärztin ist in Ruhestand gegangen, und einen Nachfolger gibt es nicht mehr. Der Elisabethmarkt wird geschlossen und kaputt saniert. Der Gemeinschaftsgarten musste einer Großbaustelle weichen. Der Quadratmeterpreis liegt bei 15.000 bis 20.000 Euro. Innerhalb von wenigen Jahren haben sich Gegend, Haus und Bevölkerungsstruktur geändert.

So will ich nicht wohnen. Wenn wir nicht mehr zusammen wohnen, werden wir uns nicht mehr kennen. Und wenn wir uns nicht kennen, werden wir uns immer weniger verstehen. Und wenn wir uns nicht verstehen, werden wir uns hassen. Die, die dort gewohnt haben, die, die jetzt dort wohnen, und die, die nie dort wohnen werden können, alle, die immer noch ein wenig besser wohnen können. So einfach ist das. Deshalb ist es kein schöner Traum, so zu wohnen, wie ich bisher gewohnt habe, sondern politische und soziale Notwendigkeit.

Prof. Doris Dörrie

Regisseurin und Schriftstellerin, München

in Hannover geboren, nach dem Abitur 1973 zog es Doris Dörrie in die USA, von 1973 bis 1975 Film- und Schauspielstudium an der „University of the Pacific“ in Stockton, Kalifornien und Studium an der „New School of Social Research“ in New York. Von 1975 bis 1978 studierte Doris Dörrie an der Hochschule für Fernsehen und Film in München, parallel arbeitete sie als Filmkritikerin für die Süddeutsche Zeitung. 1983 gab sie ihr Kinodebüt mit dem Film „Mitten ins Herz“. Ihr Film „Männer“ wurde 1985 zu einem der erfolgreichsten deutschen Filme. Doris Dörrie drehte bisher zweiunddreißig Filme, schrieb dreiundzwanzig Bücher, inszenierte sieben Opernaufführungen und wurde mit über dreißig Preisen geehrt. 1997 wurde sie als Professorin für Angewandte Dramaturgie und Stoffentwicklung an die Hochschule für Fernsehen und Film in München berufen, seit 2009 leitet sie den Lehrstuhl „Creative Writing“. Ihr neuester Film „Kirschblüten und Dämonen“ kommt im März 2019 in die Kinos.

... Barbara Ettinger- Brinckmann

Ein Gesellschaftsvertrag für die Baukultur

Wir Architekten und Stadtplaner, Innenarchitekten und Landschaftsarchitekten gestalten Räume zum Leben. Was wir planen und bauen, muss immer das Ziel unterstützen, das Miteinander von Gemeinschaften und Nachbarschaften zu stärken. Nicht die Abschottung, sondern die Begegnung können wir gezielt mit unserer Arbeit fördern, indem wir Quartiere schaffen. Denn wir brauchen urbane Räume, die neben notwendigen Rückzugsorten im Privaten gute Plätze und Freiräume bieten. Mir persönlich ist wichtig, dass ich in meiner Umgebung möglichst zu Fuß den richtigen Mix antreffe und eine gute Infrastruktur vorhanden ist.

Meine über 130.000 Kolleginnen und Kollegen und ich arbeiten täglich dafür, dass unsere Lebensräume, unsere Städte und Dörfer weiter verbessert werden. Allerdings brauchen wir auch entsprechende Voraussetzungen gesetzlicher, gesellschaftlicher und natürlich auch finanzieller Art. Vor allem aber bin ich fest davon überzeugt, dass wir über die Grenzen der Freiheit beim Bauen und über die Verpflichtungen diskutieren müssen, die mit Eigentum verbunden sind, denn Bauen ist nie nur privat. Luigi Snozzi hat es auf den Punkt gebracht: „Wenn Du ein Haus baust, denke an die Stadt“. Bauen muss vor allem auch bedeuten, dass sich Bauherr und Architekt einordnen und auch sogar ein Stück

unterordnen. „Eigentum verpflichtet“ – so steht es im Grundgesetz. Baulicher Egoismus und architektonischer wie auch städtebaulicher Autismus müssen einem Miteinander und Füreinander weichen. Dann sehe ich eine Chance für noch bessere Lebensräume.

Aber auch im Bereich der Verordnungen im Bereich des Bauens wäre einmal ein Hausputz notwendig. Denn dort gibt es einen ganzen Keller voll überalterter Vorschriften. Teile der Baunutzungsverordnung in ihrer jetzigen Form etwa. Aber auch falsche Fördermaßnahmen im Bauen, die dafür sorgen, dass wir weiter Städte und Dörfer zerstören, weil wir immer neues Bauland ausweisen und damit die Landschaft zersiedeln, anstatt die Kerne zu stärken, müssten schnellstens eingestellt werden.

Noch immer herrscht in vielen Köpfen das Primat des Individualverkehrs, das nicht nur unsere Städte zerstört, sondern uns auch noch krank macht und dem Klima schadet. Die Politik ist aufgerufen, hier für ein Umdenken zu sorgen – angesichts steuerlicher Förderung von Dienstwagen und der Anrechnung von Pendlerpauschalen für Autofahrer ein großes Rad, das gedreht werden will.

Vor allem aber brauchen wir Mut in Politik und Verwaltung, damit das durchgesetzt wird, was bereits demokratisch beschlossen wurde. Politische Prozesse müssen wir jedoch mit Geduld und Verständnis für langwierige Vorgänge aufmerksam begleiten – wo nötig, sollten wir unsere Stimme erheben und uns konstruktiv beteiligen.

Unsere kreative und jeden Tag immer wieder abwechslungsreiche Arbeit als Planer ist eine hervorragende Motivation. Die guten Erfahrungen in der Arbeit mit den Kolleginnen und Kollegen, die sich für die Sache, für die Gestaltung unserer Umwelt und für unseren Beruf einsetzen und so eine unglaublich starke und positive Energie ausstrahlen, sind eine echte Quelle der Kraft. Doch sollten wir alle mit einem noch anspruchsvolleren, schärferen und kritischeren Blick auf die gebauten Dinge in Stadt und Land blicken.

Für die Zukunft der Baukultur ist zu wünschen, dass es uns gelingt, einen gesellschaftlichen Vertrag über die Gestaltung unserer gebauten Umwelt abzuschließen. Dieser enthält einfache und klare Regeln, auch gestalterischer Art, an die sich Politik und Verwaltung, Bauherren und Architekten und schließlich die Nutzer halten. Dieser Vertrag ist die Grundlage für schöne Bauten in schönen Städten und Dörfern, in denen die Menschen erkennen, dass es sich gelohnt hat, einen Schritt von den eigenen wirtschaftlichen und gestalterischen Maximalansprüchen zurückzutreten und sich in ein Ganzes zu fügen. Dieser Vertrag nimmt alle in die Pflicht, sich verantwortlich für den gesellschaftlichen Zusammenhalt und die Schönheit unserer gebauten Umwelt einzusetzen. Denn das eine bedingt das andere.

Barbara Ettinger-Brinckmann

Architektin, Kassel

Abitur in Frankfurt am Main, Studium an der Universität Stuttgart, mit ihrem Büro ANP GmbH in Kassel aktiv in den Bereichen Hochbau, Städtebau und Wettbewerbsmanagement. Seit 1998 berufspolitisch engagiert: Vorsitz BDA-Gruppe Kassel, Vizepräsidentin (2000 bis 2004) und Präsidentin (2004 bis 2014) der Architekten- und Stadtplanerkammer Hessen, seit 2013 Präsidentin der Bundesarchitektenkammer; Vorsitzende des KAZimKUBA e.V. – Kasseler Architekturzentrum im Kulturbahnhof.

... Heiner Farwick

Prozesse, die kein Selbstzweck sind

Neulich in einer kleineren deutschen Stadt. Eine heterogene Häuserzeile im Zentrum, teils Gründerzeit, teils zwanziger/dreißiger Jahre, teils Nachkriegszeit: Gewachsen, belebt, bewohnt. Vielleicht sogar beliebt. Jedenfalls wollte ein Investor diese Bebauung abreißen und durch einen großen Discounter-Markt ersetzen. Dass so etwas überhaupt ernsthaft geplant wird, auch noch von Architektenkollegen, ist deprimierend. Doch in dieser Stadt gibt es gottlob einen Gestaltungsbeirat, der sein Veto eingelegt und dieses begründet hat. Am Schluss waren die politischen Entscheidungsträger dankbar, dass ihnen die Augen geöffnet wurden, und sie vermochten den Wert des Bestandes nun zu schätzen.

Ein Gestaltungsbeirat ist nur ein Akteur in städtebaulichen Prozessen. Es gibt viele andere Beteiligte, die oftmals partikulare, einzelne Interessen vertreten. Für sich genommen ist vieles davon schön und richtig, aber im Gesamtergebnis entsteht oft nichts Gutes. Einer meiner Vorgänger im Amt des BDA-Präsidenten, Volkwin Marg, drückte es kürzlich so aus: „Es gibt einen unterwürfigen politischen Populismus im Sinne populärer, aber unaufrichtiger Mitbestimmungs-Gefälligkeit, der den Städtebau auf den kleinsten gemeinsamen Nenner degradiert“. Dabei sollten gerade im Städtebau sehr hohe Maßstäbe angesetzt werden, denn Gebautes überdauert – ob gut oder schlecht gemacht – in der Regel Jahrzehnte und prägt unsere Lebensräume.

Seit zwanzig, dreißig Jahren ist Beteiligung fester Bestandteil der politischen Entscheidungsfindung, alle werden korrekt einbezogen und gehört. Aber sind die Ergebnisse deshalb besser geworden? Für die Zukunft möchte man jedenfalls hoffen, dass sich die Qualität unseres gebauten Umfelds nicht weiter verschlechtert. Positive Anzeichen dafür gibt es, wie das eingangs geschilderte Beispiel zeigt.

Es ist aber daran zu erinnern, dass Prozesse kein Selbstzweck sind. Wenn alles formell richtig gemacht wurde, und das Ergebnis dennoch nicht stimmt, liegt es daran, dass jeweils nur über Einzelaspekte gesprochen wird, dabei aber die Gesamtkomplexität des Planens und Bauens aus den Augen gerät. Der Kontext hat immer auch Wirkung auf die Gesamtstadt, das Umfeld hat Einfluss auf Wohlbefinden und Wohnqualität. Dabei geraten naturgemäß verschiedene Interessen aneinander, bisweilen sogar in einem selbst. Beispielsweise möchte der Autofahrer die nach seinen Bedürfnissen funktionierende Stadt, sobald er jedoch aus dem Auto steigt, ist er Fußgänger und hat ganz andere Bedürfnisse wie Aufenthaltsqualität und ein als angenehm empfundenes Stadtbild. Interessenskonflikte müssen sorgfältig abgewogen werden, aber irgendwann muss man sich auch auf eine Leitlinie einigen, statt es allen ein bisschen recht zu machen.

Ich habe den Eindruck, dass in der Bevölkerung durchaus ein Gespür für eine gut gestaltete Umwelt vorhanden ist. Die Retro-Welle zeigt, dass Gestaltung den Menschen nicht egal ist. Dass es bei der Umsetzung dann oft nicht besonders geschmackssicher zugeht – daran lässt sich sicher noch arbeiten. In diesem Sinne lautet mein Plädoyer an alle, die Verantwortung für die Baukultur tragen – und damit schließe ich uns Architekten ausdrücklich ein – den Begriff ernst zu nehmen und danach zu handeln. Das ist entscheidend, denn nur dann kann die Zukunft des Bauens auch gelingen.

Heiner Farwick

Architekt und Stadtplaner, Ahaus/Dortmund und Berlin

geboren 1961. Heiner Farwick ist Präsident des Bundes Deutscher Architekten BDA. Er glaubt an die Zukunft der Baukultur, wenn die Planungsprozesse den Blick auf das große Ganze nicht verlieren. Heiner Farwick hat Architektur und Stadtplanung an der Universität Dortmund studiert. Nach Mitarbeit bei Hans Busso von Busse in München hat er 1992 mit Dagmar Grote das Büro farwick + grote Architekten Stadtplaner, Ahaus/Dortmund, gegründet. 1996 wurde er in den BDA berufen. Er hatte Lehraufträge in Dortmund und Bochum inne und war Mitglied mehrerer Gestaltungsbeiräte. Er engagierte sich im Arbeitskreis Junge Architektinnen und Architekten im BDA und im BDA-Präsidium. Seit 2013 ist er Präsident des BDA.

... Klaus Gromöller

Eine Frage der Haltung

Menschen schätzen es, wenn ihr gebautes Umfeld eine Umgebung bietet, in der sie sich wohlfühlen können. Dies setzt die Möglichkeit voraus, die Stadt, das Dorf als das ihre zu erkennen. Nicht Gleichförmigkeit, Perfektionismus, beliebige Reproduzierbarkeit, sondern die Entwicklung spürbarer Identität ist der Weg zum Ziel.

Dabei kommt es auf ein „menschliches Maß“ an, mit dem nicht nur Maßstäblichkeit im Kontext gemeint ist. Die menschlichen Sinne sollten angesprochen werden, d. h. Ortsbilder müssen – ja dürfen sogar – nicht zu glatt und zu perfekt sein. Sich in einer Gemeinde zu bewegen, muss spannend bleiben, Sichtachsen öffnen und Orientierung bieten, andererseits Anreize zum Entdecken geben und Erkenntnisse ermöglichen, die sich vielleicht erst auf den zweiten Blick erschließen, Begegnungen ermöglichen, Aufenthaltsqualität bieten. Also geht es darum, den Lebensraum als Raum zum Leben zu gestalten.

Ob es uns gelingt, in Zukunft besser gebaute Lebensräume zu schaffen? Dies ist eine Frage der grundsätzlichen Herangehensweise, eine Frage der Haltung.

Nur wenn Sensibilität, Verantwortungsbewusstsein, Gestaltungswillen und -qualität sowie Handwerkskunst wieder stärker Geltung bekommen und ein gesellschaftlicher Konsens zumindest der handelnden Akteure – im Idealfall unter Einbeziehung der betroffenen Bevölkerung – erzielt werden kann, ist es möglich, nicht nur „das“ sondern „unser“ Ortszentrum / Rathaus / Museum / Seniorenzentrum etc. zu bekommen. Oder kurz gesagt: Identität zu schaffen.

Damit das Gelingen kann, darf das Bauen nicht nur der Selbstverwirklichung dienen. Was prominent dastehen und was sich in möglichst großem Einklang in die Umgebung einfügen soll, ist von Fall zu Fall – oder besser von Ort zu Ort – bereits im Planungsprozess zu entscheiden. Wichtig ist es, gegebenenfalls im Einzelfall Eigen- und Fremdsicht zuzulassen und die konkrete Ausprägung individuell auszuhandeln. Baukultur umzusetzen und Lebensräume im oben genannten Sinne zu gestalten, ist in kleineren Gemeinden mit viel Überzeugungsarbeit verbunden. Eigentlich ist doch alles organisch gewachsen, man bewegt sich in überschaubaren Größenordnungen, kleinteilige Wohnformen dominieren. Und doch stehen gerade Gemeinden in direkter Nähe zu Oberzentren vor deutlichen Veränderungen. Im Ortskern wird oft kleinteiliger Bestand zugunsten größerer und erheblicher stärker verdichteter Bebauung aufgegeben. Landgemeinden in den sogenannten Speckgürteln größerer Städte bekommen immer mehr städtischen Charakter. Ein Prozess, der sich langsam aber kontinuierlich entwickelt. Gleichzeitig gerät die Einzelhandelssituation immer mehr unter Druck. Eine große Anforderung, wenn Ortskerne nicht nur Ruhezone zum Wohnen, sondern auch Orte der Begegnung, der Kommunikation und des Verweilens sein sollen.

Wie kann eine Gemeindeverwaltung mit diesen Anforderungen umgehen? Mit dem festen Willen, gute Rahmenbedingungen zu setzen. Zunächst gilt es, überhaupt ein Bewusstsein für die Situation zu schaffen. Welche Qualitäten sind schon da? Was prägt unsere Gemeinde besonders? Wie sollen unsere Lebensräume in Zukunft aussehen?

Die Erarbeitung eines integrierten städtebaulichen Handlungskonzepts unter Beteiligung aller lokalen Akteure in der Gemeinde Havixbeck war unser Auftakt. Die Einbindung der Immobilienbesitzer und Geschäftsleute in eine Immobilienstandortgemeinschaft, baukulturelle Führungen, Studierenden- und Schülerprojekte, die Bündelung der Kompetenzen von Touristikern, Geschäftsleuten und der Gemeindeverwaltung in dem gemeinsam verantworteten Marketingverein Havixbeck waren

wesentliche Meilensteine. Unser seit Jahren aktiver Gestaltungsbeirat ist eine feste Institution, die Planer und Investoren in einem frühen Planungsstadium berät und wesentliche Grundlagen für zielführende politische Beratungen im Bau- und Planungsausschuss schafft. Glücklicherweise betreibt unsere Gemeinde bereits seit mehreren Jahrzehnten ein Sandsteinmuseum, das sich mit unserem regionaltypischen Baumaterial, dem Baumberger Sandstein befasst. Hier ist eine Weiterentwicklung in Vorbereitung, um ein regionales Forum für Baukultur im ländlichen Raum einzurichten.

Baukultur betrifft alle Gemeinden. Wir haben es in der Hand, unsere Lebensräume zu gestalten. Es kommt auf unsere Haltung an.

Klaus Gromöller

Bauingenieur und Bürgermeister der Gemeinde Havixbeck

wurde 1956 in Gelsenkirchen geboren, studierte Bauingenieurwesen an der Ruhr-Universität Bochum, 1982 bis 2003 war er in verschiedenen Führungspositionen der Bauindustrie (Schwerpunkt schlüsselfertiger Hochbau) tätig, ab 2004 in der Gemeindeprüfungsanstalt NRW. Seit 2009 ist Klaus Gromöller Bürgermeister der Gemeinde Havixbeck.

... Roland Gruber und Roland Wallner

Baukultur braucht Menschen, nicht nur Baumaschinen

„Wenn sich bei einer kommunalen Bauaufgabe nur die Baumaschinen bewegen, läuft politisch etwas falsch!“

Klaus Unterweger, Bürgermeister

Was dieser Bürgermeister seinen Kollegen ins politische Stammbuch schreibt, hat etwas mit politischem Instinkt, gelebter Demokratie, engagierten Gemeindebürgern und – das ist das Schöne daran – mit Baukultur zu tun. Trotz des Sparzwanges der letzten Jahre zählen die Kommunen immer noch zu den größten Bauherren im Land, kaum ein gemeindepolitisches Thema mündet nicht über kurz oder lang in eine konkrete Bauaufgabe. Von der Bushaltstellengestaltung über die Belegung von öffentlichen Räumen bis hin zu Sanierungen und Neubauten reicht die Palette. Von wenigen Zehntausend bis zu Millionen Euros reichen dabei die Budgets.

Das Ziel von Baumaßnahmen ist es in der Regel, bestimmte Aufgabenstellungen zu erfüllen. Doch der Weg dorthin ist mit viel Entwicklungspotenzial und positiver Energie für den eigenen Ort „gepflastert“, sofern man Bürger von Beginn an in den Entstehungsprozess miteinbezieht.

Baumaschinen allein bringen keinerlei Leben in die Dörfer. Gefragt sind daher Projekte, die mit dem Baubudget auch einen maximalen Effekt auf die Gemeinschaft erzielen und nicht nur pragmatisch die Bagger auffahren lassen und die Kubikmeter Beton verarbeiten.

Aus Bauen muss Baukultur werden. Und Baukultur ist viel mehr als nur Bauen. Baukultur besteht nicht nur aus fertiggestellten Bauwerken, sondern aus einer Vielzahl von Faktoren, die unseren Lebensraum in seiner Qualität beeinflussen können. Baukultur umfasst soziale, ökologische und gestalterische Fragestellungen, von der Lebensqualität eines Ortes bis zur Bodenpolitik oder der Organisation der Mobilität. Was komplex klingt, ist im Grunde sehr einfach: „Baukultur machen Menschen wie du und ich.“

Bauen in ländlicher geprägten Räumen bietet die große Chance auf einen intensiven Austausch mit den lokalen Akteuren. Dabei spielt das Ehrenamt eine wichtige Rolle: Manche kommunalen Bauprojekte wären ohne den Einsatz engagierter Bürger nie begonnen worden oder nicht umsetzbar gewesen. Die Identifikation mit dem eigenen Ort ist höher und bauliche Veränderungen werden daher gerade in kleinen Gemeinden viel stärker wahrgenommen als im urbanen Kontext und sind daher sehr emotional besetzt.

Kommunen profitieren vom Mobilisierungspotenzial, das Bauaufgaben mit sich bringen. Bürgernähe ist ein angenehmer Nebeneffekt, prozessorientiertes Arbeiten unter Beteiligung der Bürger führt auch zu deutlich besseren Lösungsansätzen. Im Zeitalter der Politikverdrossenheit ein überaus geeignetes Mittel für Bürgermeister, die eigenen Bürger „hinter dem Ofen“ hervor zu holen. Wo sonst hat man die Mittel, Menschen an Entscheidungen und Entwicklungen in ihrem unmittelbaren Umfeld mitwirken zu lassen, bei denen es um etwas geht, als bei Bauaufgaben.

Folgende Strategien bewirken nicht nur eine Verbesserung und Stärkung der Baukultur, sondern stehen für eine neue politische Kultur:

- 1 Beteiligungskultur leben: Die Bürgerbeteiligung als Schlüssel.
- 2 Kommunale Profilschärfung: Die strategische Zukunftsentwicklung schärft das Profil einer Gemeinde und erhöht die Chance auf Baukultur.
- 3 Kompetente Bauverwaltung: Mehr Kompetenz in der Bauverwaltung und in der Beratung vor Ort schaffen.
- 4 Architekt vor Ort: Die Planerinnen und Planer sind wichtige Partner für Baukultur in ländlichen Gemeinden.
- 5 Alternative Wettbewerbsverfahren: Angemessene Ideenfindungsverfahren braucht das Land.
- 6 Universitäten einbeziehen: An der Beantwortung der Zukunftsfragen im ländlichen Raum sollen Bildungseinrichtungen verstärkt mitwirken.
- 7 Zentrum stärken: Die Stärkung der Orts- und Stadtzentren fördert die Baukultur-Sensibilisierung.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass es bei der künftigen Baukulturentwicklung außerhalb der Ballungszentren um eine Kultur des Bauens geht, die Menschen mit ihren Bedürfnissen genauso einbindet wie Planer oder Entscheidungsträger. Es geht um eine Kultur, in der in Zusammenhängen gedacht und die positive Entwicklung des Dorfes und der Gemeinde als Ganzes nicht aus den Augen verloren wird. Je länger diese Prozesse laufen, umso selbstverständlicher wird

nicht nur der Qualitätsanspruch bei den Verantwortlichen und Bürgerinnen und Bürgern, sondern es steigt auch deren Motivation die positiv erlebte Entwicklung vor Ort weiter voranzutreiben. Darin liegt der wahrhaft politische Weitblick, den Bürgermeister Klaus Unterweger in seinem Eingangsstatement an den Tag legt.

Roland Gruber

Architekt, Prozessmoderator und Zukunftsgestalter, Wien, Berlin, Moosburg

geboren in Bad Kleinkirchheim in Kärnten, Studium der Architektur und des Kulturmanagements, Mitbegründer, Partner und Geschäftsführer des Architekturbüros nonconform mit Schwerpunkt partizipative Raumentwicklung, diverse Auszeichnungen, u. a. Bauherrnpreis, Holzbaupreise sowie Staatspreis für Consulting 2008 (Jurypreis) und Österreicher des Jahres 2012, Mitbegründer der Initiative Zukunftsorte braucht das Land, Mitbegründer und Vorsitzender von LandLuft – Verein zur Förderung von Baukultur in ländlichen Räumen.

Roland Wallner

Architekt, Marketingexperte und Ortentwicklungsberater, Wien, Hinterstoder, Münchendorf

geboren in Hinterstoder in Oberösterreich, Studium der Architektur, Gründer und Mitinhaber der Kommunikationsagentur wallners.biz (Projekt u. a. Markenentwicklung Nachhaltige Tourismuskonzepte), Kommunikationsverantwortlicher Hilfswerk Österreich, Vorstandsmitglied von LandLuft – Verein zur Förderung von Baukultur in ländlichen Räumen.

... Armand Grüntuch

Architektur als fragende Tätigkeit

Baukultur ist in meinen Augen die Manifestation der Art und Weise, wie wir zusammen leben. Architektur als Spiegelbild unserer Zeit zeigt unsere sozialen und kulturellen Verhältnisse. Wenn wir gestalten, machen wir uns zwar eine Vorstellung von den kommenden Entwicklungen, agieren aber doch innerhalb unserer Gegenwart und schauen auf die Zukunft mit der Brille unseres Zeitgeistes.

Baukultur sollte grundsätzlich und jenseits von Designfragen erst einmal etwas sein, was das Leben der Menschen verbessert. Neben all den zu beachtenden funktionalen Aspekten und neben der großen baumeisterlichen Kunst der Fügung, ist Architektur für mich frei nach Wittgenstein, auch keine Lehre, sondern vor allem eine fragende Tätigkeit und eine Suche nach kommunikativen Strukturen, nach räumlichen Erfahrungen und sinnlichen Stimulationen, die unser aller Leben bereichern können. Architektur bedeutet für mich, über das Bekannte hinauszugehen und Angebote zu finden, die uns ein Stück Welt neu entdecken und neu definieren lassen.

Auf diesem Weg stellen wir uns die Frage: Was kann Innovation in der Zukunft bedeuten? Ich glaube, dass wir in vielen Bereichen nicht ausschließlich auf technische Innovationen setzen sollten. In unserem Büro kombinieren wir mitunter archaische Lowtech-Lösungen, die sich bewährt haben, mit hochentwickelten technischen Lösungen, an die wir allerdings den Anspruch stellen, dass sie im Gebrauch handhabbar bleiben. Was traditionelle Werte betrifft, sehen wir uns primär als

europäische Architekten auf einem gemeinsamen kulturellen Fundament, das bis zu Vitruv zurück geht und eher für eine evolutionäre Weiterentwicklung sowie gesellschaftliche Rückverankerung von Architektur eintritt.

Architektur hat für mich eine große gesellschaftliche Relevanz. Die Menschen sind heute gut informiert und hinterfragen als kritische Nutzer alle Aspekte ihres Lebens bis hin zum Essen und zur Produktion ihrer Nahrungsmittel. Auch in der Architektur treten Fragen zur Gesundheit und Ressourcenschonung in den Vordergrund. In Bezug auf Raum und Material wird die sinnliche Erfahrung in Zukunft mehr Gewicht einnehmen. Erdung und Naturnähe spielen eine immer größere Rolle und gewinnen mit der zunehmenden Digitalisierung und Entmaterialisierung an Bedeutung.

Den jungen Architekten empfehle ich, mehr über das Bekannte hinaus zu denken sowie spannende, unterhaltsame Lebensräume zu entwickeln, die unterschiedlichen Tätigkeiten und Stimmungen gerecht werden und zu Entdeckungen einladen. Wir hinterlassen den nachfolgenden Generationen nicht nur ein gebautes Erbe, sondern geben Lebensräume weiter, die nur dann Bestand haben, wenn sie den Bedürfnissen der zukünftigen Nutzer entsprechen und darüber hinaus emotionale Bindungskraft aufbauen können. Unsere Angebote müssen also darauf ausgerichtet sein, mit individuellen Träumen ausgefüllt und mit wechselnden Programmen bespielt zu werden, denn nur dann können sie einer Realität gerecht werden, die wir heute noch gar nicht kennen.

Armand Grüntuch

Architekt BDA, Berlin

geboren 1963 in Riga-Lettland. Armand Grüntuch hat 1991 mit Almut Grüntuch-Ernst das gemeinsame Büro Grüntuch Ernst Architekten in Berlin gegründet. Er hat an der RWTH Aachen und der IUAV Venedig studiert, bei Norman Foster in London gearbeitet und an der HdK Berlin gelehrt. Er ist international gefragt für Vorträge und Preisgerichte und war 2006 Generalkommissar des deutschen Beitrags für die 10. Internationale Architekturbiennale in Venedig.

... Uli Hellweg

Gebaute Bildung

Was ist Ihnen in Ihrem gebauten Lebensumfeld besonders wichtig?

...der Bäcker an der Ecke, der Supermarkt an der nächsten, die S-Bahnstation in der Nähe, gute und schnelle Radwege, eine wohnungsnahe und möglichst hindernisfreie Joggingstrecke – am besten durch Grünzüge und am Wasser entlang.

Wird die Zukunft uns bessere gebaute Lebensräume bringen?

Radio Eriwan: Im Prinzip ja. Aber es hängt von vielen Faktoren ab, die weit außerhalb des Einflussbereiches der Baukultur liegen. Die gute Nachricht: das Bewusstsein für Baukultur und die Qualität der gebauten Umwelt ist in den letzten Jahrzehnten erfreulicherweise deutlich gewachsen. Die schlechte Nachricht ist, dass ein überbordender Immobilienmarkt und wohnungspolitischer Aktionismus leider nicht zu mehr, sondern eher zu weniger Qualität führen. Die Masse der gebauten Scheußlichkeiten nimmt im Verhältnis zu guter Architektur überproportional zu.

Was würden Sie gerne hinter sich lassen?

... den Rummel um Star-Architektur und „Star-Architekten“. Er mag willkommener Teil der Selbstvermarktung von Investoren, Bürgermeistern und Planern sein, schadet aber der Baukultur. Entscheidend für Qualität der Bauwerke ist nicht, wie sie sich in Hochglanzmagazinen (meist menschenleer) präsentieren lassen, sondern wie die Menschen in ihnen wohnen und arbeiten und welchen Beitrag die Bauten leisten, unsere Umwelt zu pflegen.

Was nehmen Sie mit in die Zukunft und was wird neu dazukommen?

Ich nehme einen reichen Erfahrungsschatz – auch von Irrtümern und manchen Halbherzigkeiten – aus meiner beruflichen Praxis mit. Hinzukommen wird die Auseinandersetzung mit der Digitalisierung der Stadt – wie jede vorhergehende industrielle Revolution wird sie die Stadt grundlegend verändern. Ich vermisse jenseits aller Smart-City-Euphorie eine gesellschaftliche und fachpolitische Debatte, z. B. zur Frage von Öffentlichkeit und Privatheit in Zeiten digitaler Überwachung von Schritt und Tritt, oder zu den räumlichen Konsequenzen sozialer Scoring-Systeme, oder zu den stadtgestalterischen Konsequenzen der Digitalisierung der ureigenen städtischen Eigenschaften wie Mobilität, Produktion und Handel – um nur einige Aspekte zu nennen.

Sie haben einen Wunsch frei für die Zukunft der Baukultur.

Ich wünsche mir, dass „Baukultur“ ein Pflichtfach in allen Schulstufen wird und dass es hierfür einen Studiengang an den Hochschulen gibt. (Meine Frau – Lehrerin – ruft mir gerade zu: „Die Schule kann nicht alles richten! Wofür gibt's IBA [Internationale Bauausstellungen]?“)

Jokerfrage: Können Internationale Bauausstellungen eine solche Bildungsfunktion übernehmen?

Als ich in Hamburg anfang, konfrontierten mich Eltern und Lehrer mit der Forderung, die Internationale Bauausstellung in eine Internationale Bildungsausstellung umzustellen. Daraus entstand die „Bildungsoffensive Elbinseln.“

Wenn es stimmt, dass IBA eines der wichtigsten Instrumente der Baukultur sind, stellt sich weiter die Frage, was die IBA hier leisten können.

Dennoch: Die IBA werden die Baukultur nicht grundlegend ändern; sie können allenfalls wichtige Impulse geben, Vorbild sein, neue Methoden und Verfahren entwickeln, Diskussionen anstoßen – auch in der breiten Öffentlichkeit.

Uli Hellweg

Architekt und Stadtplaner, Berlin

Nach seinem Studium an der RWTH Aachen folgten Tätigkeiten als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Deutschen Institut für Urbanistik (DIFU), Uli Hellweg war Sachgebietsleiter im Stadtplanungsamt Gelsenkirchen und Koordinator bei der IBA 84/87 in Berlin. 1992 wurde Uli Hellweg Stadtbaurat in Kassel. Von 1996 bis 2006 leitete er verschiedene Stadtentwicklungsgesellschaften, u. a. die Wasserstadt GmbH in Berlin, die DSK in Frankfurt und die agora s.a.r.l. in Luxemburg. 2006 bis 2015 war er Geschäftsführer der IBA Hamburg GmbH. Seit 2015 ist er als freier Planer und Kommunalberater tätig.

... Christoph Ingenhoven

**Arbeit am Raumschiff Erde –
We are all astronauts**

Buckminster Fuller hoffte, dass Architekten eine besondere Verantwortung für den Umgang mit den Ressourcen des Raumschiffs Erde zeigen und eine führende Rolle bei seiner Neuausrichtung und Rettung spielen würden. Entsprechen wir seiner Hoffnung? Wenn es unsere vornehmste Aufgabe ist, uns um den Zustand unseres Planeten und das Wohlbefinden seiner Bewohner zu sorgen, was sollten dann unsere Gedanken sein? Die Aufgabe ist so unfassbar groß, dass es mir an dieser Stelle nur gelingen wird, einige skizzenhafte Gedanken zu formulieren, die unserer täglichen Arbeit zugrunde liegen.

Die erste Aufgabe der Architektur ist die Erhaltung der Körperwärme und der Schutz vor allem, was Leben und Gesundheit in Gefahr bringen kann. Der öffentliche Raum, der Raum zwischen den Gebäuden, ist wichtiger als jedes einzelne Haus. Die Stadt ist die kostbarste, physische Hervorbringung unserer Zivilisation. Wir werden uns sehr bemühen müssen, mehr mit weniger zu erreichen.

Frei Otto hielt weniger zu tun für das Geheimnis der Zukunft der Architekten. *Carbon free* sollte sie sein, der Idee *Cradle to Cradle* [C2C, Ökoeffektivität: Von der Wiege bis zur Wiege] folgen: What you see is what you get – passiv, *net zero*, gar *net plus* könnte die zukünftige Architektur sein.

Wir sollten uns mit dem Extracurricularen beschäftigen. Was kann das Haus für Alle leisten, was, das im Programm nicht vorgesehen ist?

Wir können zurückgeben, was wir uns nehmen – an Land, an Pflanzen, an Wasser und vielem anderen mehr – ja, wir können sogar mehr zurückgeben und das in einem besseren, wertvolleren Zustand. Die Schönheit menschengemachter Dinge entsteht auf eleganteste Art und Weise durch ein angemessenes, sinnvolles Minimum – die schönsten Dinge sind so möglich.

Gesund, gar „essbar“ wird sie sein, die zukünftige Architektur. Wir werden unseren ökologischen Fußabdruck der biologischen Kapazität der jeweiligen Landschaft entsprechend wählen müssen.

Wir haben nur diesen einen blauen Planeten. Wir werden den Verbrauch zurückführen müssen, bis er dem Angebot dieses einen Planeten wieder entspricht, und das bedeutet Verzicht.

Wir können Autarkie in energetischer, hydrologischer Hinsicht und in vielen anderen Bereichen herbeiführen. Wir werden unabhängig vom Öl und damit nicht länger mitverantwortlich für die vielen seinetwegen geführten Kriege sein.

Wir werden 9 Milliarden und mehr Menschen sein, und wir werden in Städten wohnen, die ungeahnte Ausmaße annehmen werden. Bereits heute leben 18 Prozent der Weltbevölkerung in den 16 größten Städten,

sie produzieren 66 Prozent der Wertschöpfung und 80 Prozent der CO²-Emissionen der Welt – da wartet eine gewaltige Aufgabe auf uns. Wir werden sehr dichte und gemischte Städte bauen müssen, viel sorgfältiger als bisher.

Wir werden das Auto loswerden müssen, zuallererst die parkenden, dann die privaten, in jedem Fall und bitte schnell, alle benzingetrieben.

Wir werden uns mit der Durchgrünung, Biodiversität, Ökologisierung dieser Städte beschäftigen müssen.

Wir müssen das Hochhaus zivilisieren, ohne das kein Überleben auf diesem Planeten möglich ist.

Wir werden Architekturen ohne Architekten studieren und erforschen auf der Suche nach den angemessenen Lebensformen ohne Verschwendung von Ressourcen.

Wir werden uns hoffentlich zeitgenössischer und nicht historisierender Lösungen bedienen.

Wir werden sehr mutig sein müssen und jeden Tag etwas Neues beginnen. Wir werden es uns nicht leisten können, bekannte Typologien zu verwenden, sondern diese in Frage stellen.

Und wir werden uns in völlig anderer Intensität um die besten Talente und die klügsten Köpfe bemühen und dafür der Bildung und Forschung einen überragenden Platz in unserer Agenda einräumen müssen. Wir müssen hoffen, dass viele von ihnen Architektinnen und Architekten, Ingenieurinnen und Ingenieure werden wollen, und wir müssen sie dafür begeistern, unseren Planeten zu respektieren, wie Adlai E. Stevenson, US Botschafter bei den Vereinten Nationen, 1965 bereits forderte:

„...we travel together, passengers on a little spaceship, dependent on its vulnerable reserves of air and soil, all committed, for our safety, to its security and peace. Preserved from annihilation only by the care, the work, and, I will say, the love we give our fragile craft...”

Dem ist nichts hinzuzufügen. Vielleicht noch: Ich bezweifle, dass dies vielen Architekten ein ernsthaftes Anliegen ist, jedenfalls noch nicht.

Christoph Ingenhoven

Architekt und Astronaut, Düsseldorf und international

geboren 1960. Christoph Ingenhoven studierte Architektur und Kunstgeschichte an der RWTH Aachen (1978 bis 1984) und an der Kunstakademie Düsseldorf bei Hans Hollein (1980 bis 1983). 1985 gründete er das Architekturbüro ingenhoven architects. Internationale Anerkennung erhielt es 1997 mit dem RWE Turm in Essen, eines der ersten ökologischen Hochhäuser weltweit. Seit 1997 planen ingenhoven architects den unterirdischen Hauptbahnhof Stuttgart als Kern des Verkehrs- und Städtebauprojekts Stuttgart 21. Mehrere ausgezeichnete Hochhausprojekte entstanden in Singapur, Japan und Australien. Christoph Ingenhoven zählt zu den international führenden Architekten, die sich für nachhaltige und ökologische Architektur einsetzen. Der Hauptsitz des Büros von ingenhoven architects befindet sich in Düsseldorf. Darüber hinaus ist es international an den Standorten St. Moritz, Sydney, Singapur und Santa Clara in Kalifornien, USA vertreten.

... Tom Kaden

Wohnungsnot, Segregation und ein Holzweg

Mein städtebaulich-architektonisches Verständnis orientiert sich – um mit Julius Posener zu sprechen – an der „Geschichte der neuen Architektur“: Es kommt darauf an zu fragen, „wann die gesellschaftlichen Umstände auch für das Bauen neue Gedanken angeregt haben und in welchen Formen sich solche Gedanken jeweils niederschlagen können“.

Reden wir über die Charta von Athen (1933) – mithin über die „Notwendigkeit, das Verfügungsrecht über den städtischen Grund und Boden gesetzlich so zu regeln, dass die Lebensbedürfnisse des Einzelnen mit den Ansprüchen der Gemeinschaft in Einklang gebracht werden“. Es geht um das „Recht auf Stadt“. Lefebvre betrachtet die Städte nicht als Orte, sondern als soziale Verhältnisse der wechselseitigen Inspiration und des kollektiven Agierens. An der Produktion des aktuellen städtischen Raumes lassen sich also durchaus gesellschaftliche Entwicklungen exemplarisch ablesen: „Warum ist Wohnen so teuer?“ fragt Die Zeit, „Monopoly in Prenzlauer Berg“, „Die neue Angst“ und „Die soziale Mischung ist ein hohes Gut“ titelt die Berliner Zeitung, „Öko? Ego!“ bemerkt die Süddeutsche Zeitung und der Tagesspiegel schreibt „Wahlkampf ist Häuserkampf“.

Im Jahre 1853 beauftragte Napoleon III. den Stadtplaner Haussmann mit der Umstrukturierung von Paris. Die von armer Bevölkerung bewohnte Innenstadt wurde abgerissen, und es entstanden prachtvolle Boulevards mit Konsummöglichkeiten und Wohngebieten für die höheren Schichten – der Beginn der kapitalistischen Stadtentwicklung. Heute sind die Mittel nur wenig diffiziler und nennen sich Mieterhöhung, Luxussanierung und soziale Entmischung. Der Stadtsoziologe Andrej Holm definiert diesen Prozess als „stadteilbezogenen Aufwertungsprozess, bei dem immobilienwirtschaftliche Strategien der Inwertsetzung“ zur Anwendung kommen. Ergebnis dessen sind „die funktionale Ausdünnung ganzer Stadtgebiete, der zunehmende Verkehr und die Luftverschmutzung, die Abschottung ganzer Gebäudekomplexe, und die Zurückdrängung von öffentlichem Raum“.

Welche Handlungsmacht hat die Architektur? Kann sie Gesellschaft beeinflussen, gar verändern? Zumindest ist Architektur ein politisches Medium und mitverantwortlich für die sozialräumliche und ökologische Zukunftsfähigkeit. Womöglich geht es weniger um ikonische Formphantasien, sondern um autochthone Entwicklungen mit der größtmöglichen sozialen Verträglichkeit und dem kleinsten ökologischen Fußabdruck. Es wird nicht überraschen, wenn ich diesbezüglich an den urbanen Holzbau denke, einer der möglichen Antworten im Sinne Poseners: Gute „Holzarchitektur“ ist natürlich Ausdruck einer gesellschaftlich determinierten Notwendigkeit: Selbige reagiert mit architektonisch-ingenieurtechnisch neuen Lösungen auf den dramatischen klimatischen Imperativ. Von bestimmten, nicht ohne politischen Einfluss agierenden Segmenten der Dämmstoffindustrie abgesehen sind sich viele einig: Es gibt diesen riesigen Veränderungsdruck im Neubaubereich, dem keinesfalls mit immer dickeren Dämmschichten zu begegnen ist. Wenn wir stattdessen den nachwachsenden Baustoff Holz klug in den Primärkonstruktionen einsetzen, können wir zumindest im Baugewerbe den Anteil der grauen Energie erheblich senken. Aber lassen wir uns nicht täuschen vom inflationären Gebrauch des Begriffes „Nachhaltigkeit“:

Produktion und Konsumtion sind immer ressourcenverbrauchend – außer im Bereich der tatsächlich nachhaltig „produzierenden“ Forstwirtschaft. Sowohl die Genossenschaft und die Wohnungsbaugesellschaft, als auch der private Wohnungswirtschaftler haben eine große Gemeinsamkeit – und diese ist dem präfabrizierten Holzbau sozusagen implementiert: den modularen Grundansatz. Es steht außer Frage, dass der moderne Holzbau allen relevanten Bauaufgaben gewachsen ist. Allerdings muss konstatiert werden, dass der deutsche Holzbau keine wirtschaftlich starke und mithin politisch prägende Lobby hat. Das wiederum hat zur Konsequenz, dass es im Normungswesen und in der Überarbeitung der Landesbauordnungen (außer Baden-Württemberg, Hamburg und Berlin) kaum Fortschritte gibt, und wir nach wie vor in vielen Projekten außerhalb der jeweiligen Landesbauordnung (LBO) mit Ausnahmeregelungen arbeiten müssen, was an der ein oder anderen Stelle die Konkurrenzfähigkeit erschwert. Dies zu ändern, ist mein utopischster Wunsch.

Tom Kaden

Mitglied des BDA, Dipl. Designer, Berlin/Graz

geboren 1961, Dipl. Designer der Kunsthochschule Weißensee. Von 1991 bis 1993 arbeitet Tom Kaden bei Architektur Consult Eisenhüttenstadt. Von 1993 bis 1996 ist er Mitgesellschafter der Gesellschaft Architektur Ingenieurwesen mbH Berlin. Er beginnt, sich mit dem Thema Holzbau zu befassen. 1996 bis 2002 Architekturbüro Kaden später Kaden Klingbeil Architekten (seit 2015 Kaden + Lager). 2004 erste Entwicklung einer innerstädtischen mehrgeschossigen Holzkonstruktion in Berlin. Ingénieurbaupreis 2008, BDA Preis 2009, Detail-Preis 2009 Holz, Deutscher Holzbaupreis 2015 für c13. Seit 2009 ist Tom Kaden Mitglied im BDA. 2013 Berufung in den Konvent der Bundesstiftung Baukultur. Österreichs erste Professur für Architektur und Holzbau an der TU Graz wurde 2017 mit Tom Kaden besetzt.

... Jan Kleihues

Ein stabiles Fundament für die Dynamik des Lebens

„Es gibt keinen vernünftigen Grund, das alte Europa zu begraben.“

Le Corbusier in seinem Buch „Städtebau“, 1929

Die Popularität der Städte nimmt zu – es entstehen zunehmend große urbane Ballungsräume – die Mehrheit der Menschen wird in Städten leben.

Die lebenswerte Stadt definiert sich über ihre Diversität und darüber, dass der Mensch das Maß der Dinge ist. Es ist sowohl die soziale, kulturelle, religiöse als auch intellektuelle Mischung, die ein attraktives Lebensumfeld schafft und gleichzeitig sowohl der Ghettoisierung als auch der Gentrifizierung einzelner Stadtteile vorbeugen kann.

Unsere Gesellschaften sind fortwährend einem ständigen Wandel unterworfen – unsere Städte müssen dafür eine solide Basis schaffen und eine robuste Grundlage bilden, die diese Entwicklungen nicht im gleichen Umfang und schon gar nicht mit gleicher Geschwindigkeit mitmachen

kann und darf. Die stadtbildenden Gebäude müssen ein stabiles Fundament für die Dynamik des Lebens bieten. Die beste Architektur ist überflüssig, wenn das Gefüge der Stadt in sich nicht funktioniert.

Die Frage, ob unsere sich wandelnden Wohn-, Arbeits- und Lebensweisen deshalb zwingend neuer – vermeintlich innovativer – Gebäudeformen bedürfen, um diesen häufig kurzweiligen Moden zu entsprechen, kann daher eindeutig verneint werden. Neues um des Neuen willen allein wäre der falsche Ansatz, gerade der leider inflationär verwendete Begriff „Nachhaltigkeit“ zwingt doch dazu, Häuser zu bauen, die flexibel genug sind, auf die sich wandelnden Anforderungen zu reagieren, anstatt kurzfristig der Abrissbirne zum Opfer zu fallen.

Politische Souveränität sucht man vergeblich, eine gezielte kommunale Planungs- und Gestaltungsabsicht ist nicht erkennbar. Sie wird durch die von Indolenz geprägte Koordination von Beteiligungsprozessen abgelöst. Diese Mutlosigkeit der politischen Entscheidungsträger sowie die wirtschaftlichen und egoistischen Partikularinteressen und die Verhinderungsmentalität einzelner Personen und Verbände sind Schuld an der gebauten Mittelmäßigkeit der vergangenen Jahre.

Benötigt wird ein städtebauliches Konzept, das altern kann, das vor allem großzügig ist und damit fähig, die Zukunft zu sichern. Ein Konzept, das eine Gestalt annimmt, die ablesbar Harmonie und Einheit zwischen den Platz-, Straßenräumen und den einzelnen Baukörpern zu entwickeln und damit auch zur Wahrung einer identitätsstiftenden Qualität der Großstadt beiträgt.

Dazu bedarf es bewährter Werkzeuge, wie beispielsweise flächendeckender Masterpläne mit klaren Vorgaben zum Thema Straßenraum / Platzraum / Höhenentwicklung / Materialität / Nutzungsverteilung / Gliederung / Fensterflächenanteil usw. ... Nur mit solch weitreichenden Maßnahmen wird der unkontrollierten Ausdehnung unserer Städte entgegengewirkt und zugleich der ernst gemeinten Verdichtung Vorrang vor einer weiteren Expansion nicht-städtischer Peripherien gegeben.

Unsere Städte müssen sich auch zukünftig messen lassen an der Tradition der europäischen Stadt des 19. Jahrhunderts, die immer noch einige der tiefverwurzelten Werte europäischer Kultur in sich trägt. Daher sind Regierungsbauten, Kulturbauten und Verkehrsbauten Aufgabe des Staates bzw. des öffentlichen Bauherren und dürfen nicht weiter Privaten überlassen werden. Diese Gebäude müssen folglich auch mehr kosten „dürfen“ – denn auch sie prägen die Identität und die Geschichte der Stadt.

Jan Kleihues

Architekt BDA, Berlin, Dülmen-Rorup

geboren 1962. Bevor Jan Kleihues sein Büro 1992 in Berlin-Mitte eröffnete, sammelte er erste Erfahrungen bei Peter Eisenmann (New York), Daniel Libeskind (Berlin) und Rafael Moneo (Madrid). 1996 gründeten Jan Kleihues und Josef Paul Kleihues mit Norbert Hensel das Büro Kleihues + Kleihues. Seit dem Tod Josef P. Kleihues führen Jan Kleihues und Norbert Hensel das Büro als geschäftsführende Gesellschafter fort. Jan Kleihues lehrte als Gastprofessor an der Technischen Fachhochschule Berlin, der Universität von Bologna sowie der Beuth Hochschule für Technik in Berlin und ist seit 2011 Professor an der Potsdam School of Architecture. Neben seinen Hochschultätigkeiten hält er regelmäßig Gastvorträge im In- wie Ausland und sitzt verschiedenen nationalen und internationalen Jurys bei. Nach einer Beiratsfunktion in München (2006 bis 2012) war Jan Kleihues von 2011 bis 2016 Beiratsmitglied in Münster und von 2012 bis 2017 Mitglied des Berliner Baukollegiums.

... Ulrich Köstlin

Facetten guten Planens und Bauens

Was ist für mich Baukultur?

Ich bin kein Mann vom Fach, habe aber mein Leben lang gebaut und umgebaut. Deshalb habe ich einen ganz persönlichen Blick auf das Thema. Mein Maßstab für gutes Bauen ist ein positiver Bezug zum Menschen. Die unterschiedlichsten Aspekte können dabei wichtig sein: *Dimension:* Wir kennen alle Beispiele von Großbauten aus totalitären Epochen, die die Menschen beeindruckten, sie aber auch klein und furchtsam machen sollten. Gute Bauten gehen auf die individuelle menschliche Dimension ein und geben dem einzelnen nicht das Gefühl, einer Übermacht gegenüberzustehen. Unzählige gleichförmige Fensterreihen, wie am neuen Gebäude des BND in der Müllerstraße in Berlin zu sehen, oder auch an den neu entstehenden Wohnbauten in der Heidestraße in Berlin, sind dafür eher nicht geeignet. Wie elegant gleich große, aber unterschiedlich facettierte Fenster an einem Hochhaus sein können, und wie individuell und freundlich sie mit ihren Licht- und Schatteneffekten wirken, kann man ganz in der Nähe am Total Hochhaus von Barkow Leibinger sehen.

Historie: Viele Menschen haben einen persönlichen Bezug zu ihrem historischen Lebensumfeld. Wenn Bauten und Freiflächen verstehen, darauf klug einzugehen, ist ein positiver Bezug hergestellt. Dies bedeutet keinen Historismus. Ein schönes Beispiel für ein modernes Gebäude mit einem solchen Bezug ist die Ergänzung des Zeughauses in Berlin durch I.M. Pei, der die beiden unterschiedlichen Gebäude durch seine moderne Version einer barocken Schnecke, klug anknüpfende Materialien und einen menschlich dimensionierten Zwischenraum verbunden hat. Ganz in der Nähe schaffen die modernen Wohnbauten am Schinkelplatz gegenüber dem Schloßneubau es nicht, an das historische Umfeld anzuknüpfen. Dies gilt besonders für die Materialien, die Fenstergestaltung und den willkürlichen Fassadenschmuck. Wer von der Eleganz der klassizistischen Fassaden im Umfeld angetan ist, wird mit diesen Neubauten nicht warm werden.

Materialien: Ob Menschen absolut und immer einen positiven Bezug zu bestimmten Materialien entwickeln, ist für mich eher fraglich. Es gibt zu viele Beispiele exzellenter Bauten aus den unterschiedlichsten Materialien. Die Materialwahl kann aber auf einem bestimmten örtlichen oder historischen Hintergrund entscheidend für positive Bezüge werden und sollte deshalb sorgfältig überlegt sein. Bei einem eigenen Neubau in einem historischen Berliner Innenhof, ließen wir die Backsteine für die Fassade in einer brandenburgischen Ziegelei brennen und wählten dafür fünf Farbtöne, die in den historischen Farbanstrichen der Innenhoffassaden vertreten waren. So wirkte ein sehr modernes und ungewöhnliches Gebäude plötzlich in Material und Farbgebung sehr stimmig.

Platzgestaltungen und Freiflächen: Wie sehr dies ein Thema der Baukultur ist, hat gerade die Architekturbiennale in Venedig gezeigt. Für mich persönlich ist wichtig, dass eine solche Freifläche nicht in einem Blick vollständig überschaubar ist, sondern beim Betreten Überraschungen und neue Blickwinkel enthält. Wichtig ist für mich auch die Bepflanzung, die nicht nur für ein gutes Klima und jahreszeitliche Abwechslung

sorgen sollte, sondern auch den kleinsten Räumen Höhe geben kann. In meinem privaten Stadthaus habe ich einen klassischen Berliner Hinterhof in einen gepflasterten Hof mit eher formaler Randbepflanzung und einen davon durch eine Efeuwand getrennten Garten mit Stauden und Büschen unterteilt. Dies schafft zwei kleine und gemütliche Räume und sorgt dauerhaft für Spannung.

Einbeziehung der Menschen des Umfelds: Der einfachste positive Bezug des gebauten Umfelds zu den Menschen lässt sich durch deren Berücksichtigung in Planung und Ausführung herstellen. Klassiker sind dafür Eigentümer- oder Mieterversammlungen mit guter Kommunikation und Diskussion. Bei dem schon erwähnten eigenen Bauvorhaben in einem Innenhof gingen die Architekten einen Schritt weiter und entwickelten ein Bauverfahren mit individuell vorgefertigten Teilen, um im Interesse der Anwohner den Lärm und Staub des Rohbaus zu vermindern. Bezüglich dieses Elements bin ich für die Zukunft vielleicht am positivsten, weil Einbeziehung und Diversität eher im Trend liegen, und die Kosten und mögliche Zeitverzögerungen durch mangelnde Einbeziehung auch gerade bei kommerziellen Bauträgern abschreckend wirken.

Emotionen: Gutes Bauen sollte positive Emotionen erzeugen. In einem klugen Essay zur Gartengestaltung habe ich einmal gelesen, dass man Menschen fragen soll, in welchen Gartenräumen sie als Kind gerne gespielt haben, und dann diese Räume neu schaffen soll, z. B. durch Anordnung von Pflanzen und Stimmungen. Gleiches gilt wahrscheinlich auch für das gebaute Umfeld. Ich glaube, dass Gründerzeitwohnungen in Berlin so beliebt und gesucht sind, weil viele Menschen in diesen Wohnungen groß geworden sind, und sich in den immer gleichen Raumfolgen und Dimensionen einfach wohl und zuhause fühlen. Es ist eine interessante Frage für mich, wie man sich dies bei Neubauten zunutze machen kann. Eine Untersuchung, in welchen Räumen sich Menschen als Kinder am wohlsten gefühlt haben, wie diese geschnitten waren, wie beleuchtet und welche Materialien dort verwendet wurden, könnte wichtige Anregungen für positiv emotionale Bauten schaffen.

Zukunft: Das überproportionale Wachstum in den Ballungsräumen, der ökonomische Druck und der derzeitige Verkäufermarkt machen beim Bauen den positiven Bezug zum Menschen nicht einfacher. Ich würde mir wünschen, dass durch stärkere Einbeziehung von Menschen in den Planungs- und Bauprozess menschlichere Lösungen gefunden werden. Ein taugliches Surrogat sind die vielerorts bestehenden Gestaltungsbeiräte, die zumindest zu einer gewissen Diversität des Inputs führen können. Die Stimme der Menschen kann aber auch durch Marktforschung verstärkt werden, die Institutionen wie die Bundesstiftung Baukultur vorantreiben.

Dr. iur. Ulrich Köstlin

Wirtschaftsjurist, Berlin

geboren 1952 in Stuttgart. Nach dem Abitur in Großbritannien studierte Ulrich Köstlin Rechtswissenschaften in Erlangen, Genf und Tübingen. Ulrich Köstlin hat einen LL.M. der University of Pennsylvania und promovierte 1983 in Tübingen über internationalen Kapitalanlegerschutz. Von 1979 bis 1982 arbeitete er als Bundestagsassistent für Elmar Pieroth (MdB). Ab 1982 war er für die Schering AG tätig, u. a. als Geschäftsführer in Ecuador und Kolumbien, Leiter der Region Lateinamerika, Vertriebschef USA und seit 1993 als Mitglied des Vorstandes für Vertrieb. Nach der Übernahme durch die Bayer AG war er in gleicher Funktion 2006 bis 2011 für die Bayer Schering Pharma AG tätig. Dort leitete er auch das Vorstandsprojekt eines Standortentwicklungsplans Berlin-Wedding. Ab seiner Pensionierung im Jahr 2011 widmet er sich neben seiner Vertretung in Aufsichtsräten vor allem ehrenamtlicher Tätigkeit in der zeitgenössischen Kunst und klassischen Musik.

... Lars Krückeberg, Wolfram Putz und Thomas Willemeit

Die Authentizität des Widersprüchlichen

Die Baukultur Berlins beruht auf Erfahrungen mit Brüchen, gepaart mit der Dynamik und Mobilität ihrer Bürger, der vielen, die in die Stadt kamen und kommen oder sie wieder verlassen. Der heutige Stadtkörper Berlins ist das Ergebnis von dramatischem Wandel und sich radikal ändernden Idealvorstellungen von Stadt. Zerstörung und Neuerfindung prägen die vielschichtige Identität Berlins und bilden gleichsam ihr größtes Potential.

Für das soziale Geflecht unserer Hauptstadt gibt es keine Architekturdominante, keine Form, die alle Bedürfnisse stillt und eine befriedigende Projektionsfläche für die unterschiedlichen Lebensweisen bietet. Die vielen Charaktere der Stadt und die Vielfalt ihrer Menschen haben ein fragiles und lebendiges Nebeneinander von Widersprüchen hervorgebracht. Eine Qualität, die nur wenigen Städten der Welt vergönnt ist. Das Stadtbild muss auf die heterogene Bevölkerung reagieren, Raum für Entfaltung bieten und trotzdem seine Identität bewahren. Wie muss sich unsere Baukultur zukünftig entwickeln?

Auf die Zukunftsfragen zu Nachhaltigkeit, sozialem Zusammenhalt und internationaler Heterogenität hat Berlin aber seit der kritischen Rekonstruktion nur wenige Antworten gefunden. Die Haltung der Stadtentwicklung ist undurchsichtig und zögerlich geworden und ganz offensichtlich den Bürgern schlecht zu vermitteln. Sie definiert sich eher durch restriktive Politik – Verhinderung gilt oftmals bereits als Erfolg. Dies steht im starken Gegensatz zum internationalen Bild einer mutigen Stadt, die Mauern überwinden kann.

Am Mauerstreifen spiegelt sich der Wandel Berlins vom Schauplatz der Konfrontation über Fragestellungen zur Identität der Stadt zu einer der Welt zugewandten Gesellschaft. Hier verlief und verläuft noch immer eine Pulsader der Innovationskraft der Stadt im Ringen zwischen Erinnern und Vergessen, Endpunkt und Neuanfang. Hier wurde wiederaufgebaut und Kontinuität gesucht, es entstanden aber auch zahllose Momente des Erinnerns. Erst langsam wurde eine weitere nachhaltige Energie der tolerierten Inbesitznahme des neu gewonnenen Freiraums, der spontanen und mehr oder minder temporären Öffentlichkeiten im vormals verbotenen Raum, sichtbar. Hier wurde die Freiheit gefeiert und auch wenn Fürsprecher der Suche nach der Berliner Identität vom Wert der „Normalität“ sprechen: In Berlin ist nicht das Normale, sondern das Besondere alltäglich. Die Stadt ist schon längst zu einem Schmelztiegel von konservativen bis experimentellen Lebensentwürfen, der Eigeninitiativen und der Erfindungen von Gemeinschaften geworden, die nebeneinander existieren können.

Berlin ringt mit sich, ist nach wie vor rebellisch und nach wie vor suchend. Die Freiräume und Nischen wurden eine Zeit lang für erfolgreiche Baugruppenmodelle genutzt. Das, wofür Berlin heute steht und international Beachtung erfährt, wurde und wird täglich von Bewohnern und Besuchern erfunden: Es ist die Hoffnung, in einer der Nischen der Stadt eine Spur zu hinterlassen, Experimente zu wagen, immer auf der Suche nach den Freiräumen im Kopf und in der Stadt. Es geht ums Weiterbauen und nicht um eine sich fertig rekonstruierende Stadt.

Gerade der Mut, der schon die Mauer zu Fall brachte, das Experiment am Unfertigen, manchmal Unschönen und die Risikofähigkeit werden als Qualitäten einer neuen urbanen Generation empfunden. Es ist wohl diese Widersprüchlichkeit im Wesen der Stadt, die ihr größtes Potential für die Zukunft bildet: eine heterogene Stadt für eine heterogene Bevölkerung auf der Suche nach einer Stadt für alle und nach Antworten auf die großen Fragen der Stadt der Zukunft.

Lars Krückeberg, Wolfram Putz und Thomas Willemeit (GRAFT)

Architekten, Berlin/Los Angeles/Peking

Das Architekturbüro GRAFT wurde 1998 von Lars Krückeberg, Wolfram Putz und Thomas Willemeit in Los Angeles, Kalifornien als Label für Architektur, Städtebau, Design, Musik und „the pursuit of happiness“ gegründet. Seit 2001 unterhalten die Architekten eine Bürofiliale in Berlin, seit 2004 eine weitere in Peking. Insgesamt beschäftigt GRAFT rund 150 Mitarbeiter auf drei Kontinenten. Thomas Willemeit, Wolfram Putz und Lars Krückeberg und die ehemalige Bundesbeauftragte für die Stasi-Unterlagen Marianne Birthler übernahmen 2018 mit ihrem Konzept „Unbuilding Walls“ das Generalkommissariat für den Beitrag im Deutschen Pavillon auf der 16. Internationalen Architekturausstellung 2018 La Biennale di Venezia.

... Regine Leibinger

Schönheit, Harmonie und Ordnung

In meinem gebauten Lebensumfeld sind mir drei Dinge besonders wichtig: Schönheit, Harmonie und Ordnung. Mir ist klar, dass jeder diese Begriffe anders definiert, vielleicht sogar teilweise instrumentaliert, weil sie so schön altmodisch klingen, nach Schlossattrappe oder ionischen Säulen am Carport. Ich meine es aber vorwärtsgewandt und modern – einfach im Sinne einer Abwesenheit von Dingen, die stören, die unnötig sind und die keiner braucht.

Manchen Menschen wird die Zukunft durchaus bessere gebaute Lebensräume bringen, den meisten weltweit aber sicher nicht. Auch wenn die globale Aufgabe unlösbar scheint, ist es wichtig, dass sich jeder Einzelne in dem Maßstab, der ihm möglich ist, engagiert.

Wenn ich etwas wirklich gern hinter mir lassen könnte, dann wäre das Zeitdruck.

In die Zukunft nehme ich alle bisher gemachten Erfahrungen mit. Und dort werden neue Erfahrungen hinzukommen – Leben ist Lernen.

Für die Zukunft der Baukultur wünsche ich, es gäbe insgesamt und für alle mehr Zeit zum Nachdenken und Entwickeln von Ideen, mehr Mut zum Ausprobieren, mehr Freiheit und Unabhängigkeit. Zum berühmten FAZ-Fragebogen gehört die Frage nach der „gegenwärtigen Geistesverfassung“. Wenn ich diese heute beschreiben sollte, würde ich sagen: Dankbar für alles bisher Gebaute, Aufgebaute und die dazu nötige Unterstützung durch andere. Mit Begeisterung an neuen Projekten. Hellwach.

Prof. Regine Leibinger

Architektin, Berlin

geboren in Stuttgart, Architekturstudium an der TU Berlin und der Harvard University, seit 1993 gemeinsames Büro mit Frank Barkow. Barkow Leibinger realisierten zahlreiche Projekte im In- und Ausland, u. a. die Biosphäre Potsdam, das Trutec Building den Tour Total Berlin sowie die Trumpf Smart Factory Chicago; Gastprofessuren u. a. an der AA in London, in Harvard und Princeton, von 2006 bis 2018 Professorin für Baukonstruktion und Entwerfen an der TU Berlin; seit 2016 Mitglied der Akademie der Künste, Sektion Baukunst.

... Karin Loosen

Die Materialisierung von Lebenszeit

Es ist Sonntag Abend. 20 Uhr 15. Wieder einmal verfolgen neun bis dreizehn Millionen Menschen in Deutschland die älteste Krimireihe im öffentlich-rechtlichen Fernsehen.

Und wieder einmal residieren in den sogenannten Architektenhäusern die Bösewichte, nicht selten selbst Architekten. Inszenierte Designertempel, häufig von kriminellstem Kapital erbaut, werden zu Drehorten des Verbrechens. Baukultur erscheint als elitärer Dünkel gesellschaftlich abgedrifteter Individualisten.

Dabei betrifft Baukultur doch unsere Lebensräume in allen Facetten. Architektur erzählt von Gemeinschaft, vom öffentlichen Leben und dem Verhältnis zwischen dem öffentlichen und privaten Leben. Sie stellt uns dar, wie die Welt funktioniert: Wie wir arbeiten, wie wir leben, wie wir sind. Sie materialisiert unsere Lebenszeit.

Gesellschaftliche Ansprüche gibt es derzeit viele: Gesundes Leben, die Vereinbarkeit von Arbeit und Familie – *life-work-balance* gepaart mit hohem Umweltbewusstsein. Gesellschaftliche Realitäten prägen unsere Räume: Individualisierung, Vereinzelung, eine immer älter werdende Bevölkerung und zunehmende Migration.

Wie wollen wir mit dem Leben der Menschen umgehen?

Mobilität, Digitalisierung und Dichte verhandeln unsere Zukunftsräume. Und die Welt sieht ja nicht nur so aus, wie es den Architekten einfällt. Sie ist gezeichnet von vielen restriktiven Systemen, die nur bestimmte Freiräume lassen. Und genau darum geht es: In den ökonomischen Zwängen unermüdlich Zwischenräume und Möglichkeiten zu finden, neue Werte zu generieren: In Verkehrsräumen Aufenthaltsqualitäten zu verankern, in kommerzielle Gebäude den öffentlichen Raum zu führen, in verdichteten Städten Weite zu erzeugen, der digitalisierten Arbeitswelt mit ihrer zunehmenden Freizeit neue räumliche Angebote zu eröffnen, die Nutzer der Stadträume demografisch und inklusiv im Auge zu behalten, den gesellschaftlichen Veränderungen im Wohnen ein innovativeres Zuhause zu bieten. Gerne auch mit mehr Gemeinschaft.

Wir brauchen durchlässigere, offenere und vernetztere Räume in der Stadt, mit einer Durchmischung der einzelnen Aktivitäten, die uns in der Stadt ein anderes Lebensgefühl erzeugen.

Baukultur produziert das Gebilde für das Leben der Menschen und ist nicht das alleinige Produkt des Architekten. Es ist der Verdienst aller am Lebensraum Beteiligten: Architekten, Planer und Ingenieure mit Bauherren und Projektentwicklern, Politik und Verwaltungen, beteiligten Bürgern und gemeinsam mit der Bauwirtschaft – für den Endnutzer Mensch.

Und Architektur kann es nur geben, wenn man einen Sinn für die Zukunft hat. Weil sich ja alles, was man als Architekt schafft, erst in der Zukunft realisiert.

Wir müssen Optimisten sein, sonst können wir nicht auf etwas Besseres hinarbeiten. Architektur braucht eine Vision, eine Begeisterung für etwas. Es ist wieder Zeit für Utopien. Als etwas Offenes und Bewegliches. Wir müssen mutiger werden und darüber nachdenken, dass die Dinge auch ganz anders sein könnten.

Sonntag Abend. 20 Uhr 15. Tatort Baukultur.

Karin Loosen

Architektin und Stadtplanerin, Hamburg

geboren 1965 in Koblenz, studierte Architektur an der TU Darmstadt, Diplom bei Thomas Sieverts. Seit 1996 führt sie mit Rudolf Rüschoff und Thomas Winkler das Hamburger Architekturbüro LRW Architekten und Stadtplaner, seit 2018 mit Kilian Jonak als Juniorpartner. Schwerpunkt der Bürotätigkeit: Wohnungs- und Städtebau. Loosen war von 2008 bis 2012 erste Vorsitzende des BDA Hamburg und ist seit 2014 Präsidentin der Hamburgischen Architektenkammer sowie Vorstandsmitglied der Bundesarchitektenkammer. Seit Mai 2017 ist sie stellvertretende Vorsitzende des Beirates der Bundesstiftung Baukultur.

... Oliver Martin

Widerstand gegen die Banalisierung des Bauens

Baukultur. Wenn ich durch die Lande fahre, dann frage ich mich oft, immer häufiger: Wo ist sie denn hin, unsere gute Baukultur?

Ohne Zweifel gibt es hier und dort ganz wunderbare neue Gebäude, hervorragend gestaltete Plätze, sehr umsichtig und mit großer Sorgfalt restaurierte Denkmäler und Ensembles. Darum herum aber die Bauerei, ohne Kultur. Ich bin Denkmalpfleger. Ich bin Architekt. Vermutlich habe ich deshalb ein erhöhtes Frustrationspotenzial, doch nach wie vor erstaunt mich, dass sich nicht mehr Menschen mit ihrer alltäglichen Umgebung schwertun. Shopping-Zonen mit Gewerbebauten und übriggebliebenen Wohnhäusern – ganze Gelände, in denen der Individualverkehr immer noch seinen Tribut fordert, wo alles raumplanerisch stimmt und städtebaulich nichts. Auch die Dörfer haben gelitten in den letzten paar Jahrzehnten. Jeder hat gebaut, wie man es in der Gemeinde für richtig hielt, und der öffentliche Raum ist meist das, was übrigblieb.

Auch im Kleinen liegt's im Argen: Konstruktive Diversität, Qualität, dauerhafte Materialität, einfache und haltbare Systeme und die Beherrschung des Details sind selten geworden. Die Zukunft? Es wird besser, denn langsam scheint sich Widerstand gegen die Banalisierung des Landes zu formieren. Hohe Baukultur ist nicht einfach gute Architektur. Es ist aber die Gruppe der Architektinnen und Architekten, die beginnt, ihre soziale Verantwortung und ihre gesellschaftliche Aufgabe wieder stärker zu artikulieren. Sie wird als erste für eine hohe Baukultur laut. Diese Einsicht wird breiter werden. Eine Bewegung für Baukultur! Eine Bewegung, die baukulturelle Bildung für alle verlangt und die Städtebau statt flache Raumplanung fordert. Die das kulturelle Erbe schützt und pflegt und gleichzeitig einen Anspruch auf das zeitgenössische Schaffen formuliert.

Die sich nicht mehr allen technischen Standards und Normen von Immobilienwirtschaft und Industrie ergibt. Die hohe Baukultur als Gemeinwohl versteht, der Wirtschaft Paroli bietet und Politik macht.

Es ist höchste Zeit, diese Ansprüche einzubringen und eine Diskussion zu entfachen, über Baukultur zu streiten und sich einzumischen. Eine hohe Baukultur ist für mich nämlich erst einmal das: Bauen als Resultat einer intensiven Debatte, einer breiten Reflexion und einer Auseinandersetzung mit dem Bestand und dem angestrebten Neuen. Nicht nur zu Funktion, Marktgerechtigkeit und Rendite, sondern auch zu Stimmung, Materialität und Schönheit. Für diese Diskussion brauchen wir Fachleute und befähigte Laien. Nicht jeder kann Bauen und nicht jede kann Planungen und Projekte beurteilen. Alle können wir aber unsere Bedürfnisse formulieren.

Die hohe Qualität ist dabei der strategische Imperativ. Wer behauptet, Qualität und Schönheit seien subjektive Einschätzungen, macht es sich zu einfach. Es gibt Orte, Quartiere, Gebäude, in denen es uns gut geht. Das lässt sich messen. Diese Orte können in ihrer Gestalt ganz unterschiedlich sein: neu oder alt, traditionell gebaut oder innovativ materialisiert. Aber unser Wohlergehen in diesen Räumen muss der Maßstab sein. Ganz sachte klingt diese Rückkehr zum Menschen in verschiedenen neuen Projekten auch schon an: Struktur, Detail, Varianz und die Absage an den banalisierten Minimalismus leben in einer Art Post-Neorealismus wieder auf. Ein Wunsch? Hohe Baukultur wird ein Ziel unserer Gesellschaft, die ihr kollektives Recht auf die Qualität des gestalteten Lebensraums erkennt und auszuüben weiß.

Dr. sc. techn. ETH Oliver Martin

Architekt und Denkmalpfleger, Bern

ist Leiter der Sektion Heimatschutz und Denkmalpflege des Bundesamtes für Kultur (BAK) der Schweizerischen Eidgenossenschaft und seit Dezember 2017 Präsident des Rats des Internationalen Forschungszentrums für Denkmalpflege und Restaurierung von Kulturgütern (ICCROM). Die zwischenstaatliche Organisation mit Sitz in Rom wurde 1956 gegründet, um weltweit den Erhalt und Restaurierung aller Arten von Kulturgütern zu fördern.

... Kathrin Möller

Ethik und Verantwortung im Wohnungsbau

Als ich von der Bundesstiftung Baukultur gebeten wurde, für den zweiten Leseband ein kurzes Essay zu schreiben, habe ich mir das vor zwei Jahren erschienene Büchlein „Baukultur ist ...“ noch einmal vorgenommen und gelesen.

Hängengeblieben ist mir der Satz von Julian Nida-Rümelin: „Baukultur ist: die ethisch zu verantwortende Gestaltung urbaner Räume...“ (Nida-Rümelin, 2015).

Zwei Aspekte möchte ich in diesem Kontext ansprechen: Zum einen den Umgang mit und die Lehre aus dem baukulturellen Erbe insbesondere im Wohnungsbau und zum anderen Qualität im Wohnungsneubau.

Die Landesinitiative StadtBauKultur NRW führt zurzeit gemeinsam mit der TU Dortmund das Projekt „Big Beautiful Buildings“ durch – ein intensiver und eben nicht nur ästhetisch, sondern auch ethisch geprägter Diskurs in Öffentlichkeit und Politik, der emotionale Resonanz erzeugt. Die ausgewählten Bauwerke der Nachkriegsmoderne sind Zeugnisse einer bedeutenden Epoche und setzen noch heute Maßstäbe für eine innovative und gesellschaftlich verantwortungsvolle Architektur. Diese Botschaft will „Big Beautiful Building“ in der Öffentlichkeit und der Fachwelt, in Politik und Verwaltung verbreiten und für einen angemessenen Umgang und eine Auseinandersetzung mit diesem baulichen Erbe werben.

Mich bewegen neben wirtschaftlichen insbesondere ethische Fragen, wenn ich mich mit meinen Mitarbeitern intensiv mit der städtebaulichen Struktur, den Bauwerken und den dringend erforderlichen baulichen Eingriffen in die Bausubstanz im Zentrum von Köln-Chorweiler und besonders mit den Lebensumständen der dort lebenden Menschen beschäftige. Chorweiler Mitte, ein Demonstrativbauvorhaben der 1970er Jahre für den verdichteten Wohnungsbau, hat sich in Folge von jahrzehntelanger Fehlbelegung und mangelhafter Zwangsverwaltung zu einem akuten baulichen und sozialen Brennpunkt entwickelt.

Nach dem Erwerb aus der Zwangsverwaltung gehören dort nun rund 1.200 Wohnungen zu unserem Bestand. Wie sehen die nicht nur notwendigen, sondern auch richtigen Interventionen zur Sicherung der Zukunft dieses Quartiers aus? Wie kann es so gestaltet werden, dass es wieder und vor allem langfristig ein guter Wohn- und Lebensort wird? Ein Ort, der, passend zu unserer Unternehmenssatzung, „preiswerten Wohn-Raum für breite Schichten der Bevölkerung bietet“? Und wie können wir die Menschen, deren Heimat Chorweiler ist, auf diesem Weg mitnehmen?

Die mehr als hundertjährige Geschichte der GAG Immobilien AG in Köln hat gezeigt, dass ihre Siedlungen und Wohngebäude über die Wirren von zwei Weltkriegen, Weltwirtschaftskrise, Zerstörung und Wiederaufbau eine hohe Resilienz bewiesen haben. Das zeigen insbesondere die inzwischen aufwendig modernisierten, denkmalgerecht wiederhergestellten und nachhaltig umgebauten Siedlungen der 1920er Jahre. Und was macht die Resilienz dieser Siedlungen aus? Es ist die Maßstäblichkeit im Städtebau, die selbstverständliche Integration in die Struktur und Infrastruktur der Stadt, es ist das ausgewogene Verhältnis von serieller Reihung und individueller architektonischer Gestaltung im Gebäude. Und es ist die Fähigkeit, sich an sich wandelnde Lebens- und damit Wohnbedürfnisse der Menschen anzupassen.

Wenn wir in Köln oder in einer anderen Metropole in Deutschland gerade intensiv über den Bau von großen Stückzahlen möglichst serieller Wohnungen in neuen Stadtteilen reden, um den dringenden Bedarf an Wohnraum zu decken, dann sollten wir uns bei allem Drängen und aller Eile Zeit für die hinreichende Prüfung und Sicherung der städtebaulichen, sozialen und architektonischen Qualität einräumen. Denn wir tragen mit diesen Planungen Verantwortung für die urbanen Lebensräume, die wir nicht nur für das Hier und Jetzt, sondern für zukünftige Generationen schaffen.

Kathrin Möller

Architektin und Stadtplanerin, Köln

ist seit 2009 Vorstandsmitglied der GAG Immobilien AG in Köln und verantwortet die Ressorts Technik und Immobilienwirtschaft. Zuvor lenkte die Architektin und Stadtplanerin wohnungs- und städtebauliche Projekte in der Hansestadt Bremen. Zuerst als technische Leiterin der Bremischen Gesellschaft für Stadterneuerung, Stadtentwicklung und Wohnungsbau mbH, später als Geschäftsführerin der Gesellschaft für Stadtentwicklung mbH. Seit 2014 ist Kathrin Möller auch Mitglied im Aufsichtsrat der Wohnbau GmbH in Bonn. Zudem setzt sie sich in verschiedenen Vereinen und Verbänden auf kommunaler, Landes- und Bundesebene verantwortungsvoll für Wohnungswirtschaft und Baukultur ein.

... Markus Neppi

Jenseits der Stadt

Beinahe jeder Vortrag und jede Diskussion über die zukünftigen Lebensverhältnisse in den Metropolen beginnt mit der Feststellung, dass seit 2008 weltweit zum ersten Mal mehr Menschen in den Städten lebten als auf dem Land. Folgt man den offiziellen Wachstumsprognosen der Vereinten Nationen (UN) wird das gesamte Wachstum (3,6 auf 6 Milliarden) bis ins Jahr 2050 zu einer Verdoppelung der globalen Metropolen führen müssen.

Es folgt dann oft das „hohe Lied“ auf die kompakte, gemischte und nachhaltige europäische Stadt. Wir lehnen uns zurück und haben das Gefühl, für die Zukunft gerüstet zu sein. Wir führen unsere internationalen Gäste auf den Römerberg, zur Elbphilharmonie oder zum Potsdamer Platz, wo sie dann schöne Fotos von den Zeugnissen der europäischen Baukultur machen können.

Die Realität in den internationalen Metropolen ist allerdings weit weg von dieser heilen Welt. Die globalen *Megacities* als Hoffnung für die Zukunft zu beschreiben, fällt schwer. Bei allem Optimismus sind sie alles andere als stabil und nachhaltig. Sie scheinen außer Kontrolle. Ein weiteres Wachstum und der schier unendliche Verbrauch von Fläche kann keine Perspektive sein. Warum fahren wir nicht mit unseren Gästen „aufs Land“ nach Brandenburg, nach Vorarlberg, nach Tübingen und in den Schwarzwald und zeigen ihnen wunderschöne kleine Städte mit viel Tradition, einem ausgeprägten Gemeinwesen, eingebettet in eine idyllische Landschaft. Man sollte sich fragen, wie wir dort in Zukunft leben könnten, ohne auf unseren „urbanen Lebensstil“ verzichten zu müssen. Natürlich geht das nicht nur mit romantischen Bildern und halbherzigen Apellen. Ohne eine gut organisierte Infrastruktur und

Versorgung sowie intelligent konzipierte Mobilitätsangebote wird „urbanes Leben“ nur für eine Minderheit akzeptabel sein können.

Eine weitere Schlüsselfrage wird in diesem Zusammenhang die Zukunft der Land- und Energiewirtschaft sein. In diesem Sommer wurde uns vor Augen geführt, wie weit weg wir von der Resilienz dieser Systeme entfernt sind. Der Klimawandel und die europäische Subventionskultur zwingen uns wahrscheinlich dazu, unsere Landwirtschaft neu zu denken. Im Herbst 2018 werden wir höchst wahrscheinlich im Hambacher Forst vor Augen geführt bekommen, wie wenig unser politisches System die Energiewende vollzogen hat.

Die Erkenntnis, unsere Kultur- und Lebensräume in größeren Zusammenhängen zu denken, ist nicht neu. Die Protagonisten der Gartencityidee, aber auch die Verfechter der Netzstadtheorie, haben immer für ein ausgewogenes Verhältnis von Stadt, Infrastruktur und Landschaft plädiert. Diese Ideen galten lange als zu theoretisch und nicht mit der Realität vereinbar. Sie bieten aber zumindest eine Basis für die Entwicklung einer wirklichen Alternative gegenüber der einseitigen Fokussierung auf die metropolitanen Räume.

Was zeigen unsere Enkel dann aber ihren internationalen Gästen? Sind es digitale Nomaden mit der Mistgabel in der Hand oder die „neuen Bauern“ die mit Drohnen ihre Gemüsegärten pflegen?

Auf jeden Fall nicht mehr den Römerberg.

Prof. Markus Neppi

Architekt, Köln/Karlsruhe

geboren in Duisburg. Markus Neppi hat Architektur an der RWTH in Aachen studiert. 1990 gründete er zusammen mit Peter Berner, Oliver Hall und Kees Christiaanse das Büro ASTOC architects & planners in Köln, welches heute mit 65 Mitarbeitern städtebauliche und hochbauliche Projekte in unterschiedlichen Größenordnungen bearbeitet. 1999 wurde er an die Universität Kaiserslautern berufen. 2004 erfolgte der Ruf auf den Lehrstuhl für Stadtquartiersplanung und Entwerfen am Karlsruher Institut für Technologie (KIT). 2008 Dekan der Fakultät für Architektur und seit 2012 Studiendekan.

... Elke Pahl-Weber

Produzenten von Stadt

Stimmt unser Bild davon, dass es „Macher“ und „Nutzer“ von Stadt gibt? Sind beide in einem Spannungsbogen von baulicher und freiräumlicher Entwicklung gebunden und handeln nach ihren institutionellen und persönlichen Interessen, die zudem noch oftmals vollkommen gegensätzlich sind?

Vermutlich verbinden sich beide Seiten immer mehr. Das mag daran liegen, dass nicht mehr neue Städte, wenige neue Stadtteile, vor allem aber neue Gebäude gebaut werden, wo vorher nichts war, sondern Bauen und Planen zunehmend in einem Umfeld erfolgt, in dem es schon sehr viel bebauten Raum gibt. Baukultur betrifft immer das Gewordene, das Vorhandene und das Kommende. Aber im Vorhandenen sind die Nutzer auch zugleich die Macher, sie gestalten den Raum durch ihre Aneignung.

Und im Zuge der Veränderung von Mobilitätsorganisation mit *Sharing* und der Gewinnung von regenerativen Energien durch Energiegenossenschaften werden die Konsumenten mehr und mehr zu Prosumenten und auf diesem Wege und als Bauherren, auch in neuen Konstellationen gemeinschaftlichen Bauens, gar Produzenten von Stadt.

Wer diese Produzenten sind, ist im Rahmen der dynamischen Änderung von Stadt und ihren Räumen noch einmal neu zu bestimmen: Wie sortieren sich die Produzenten, welche Gruppen gibt es, welche Interessen vertreten sie? Diese Bestimmung braucht den Dialog der unterschiedlichen Gruppen über Bauen und Planen. Den Dialog und die Zusammenarbeit zu pflegen ist Kultur. Ihre Ausgestaltung und ihre Ergebnisse bestimmen unsere Räume maßgeblich.

Über Baukultur reden mit den Produzenten von Stadt heißt, von der disziplinären Organisation zu mehr transdisziplinären Prozessen zu kommen. Das kann sogar heißen, Stadt in Koproduktion zu entwickeln und dafür ein Verständnis und eine Kultur zu schaffen. Das ist etwas ganz anderes als Beteiligung von Nutzern an einem Projekt, das sich Macher ausgedacht haben. Die Kunst besteht darin, die Rollen der einzelnen Produzenten einvernehmlich zu klären und damit auch ihre Kompetenzen und Entscheidungsmöglichkeiten. Dies kann nur in einem transparenten Prozess erfolgen. Dieser allerdings kann nicht theoretisch sein, eine generelle Auseinandersetzung ist möglich, das hat der Dialog in Berlin gezeigt. Aber eine Kultur des Dialogs unter den Produzenten bei den einzelnen Projekten, der nicht nur Interessen formuliert, sondern auch deren Lösungsmöglichkeiten einbezieht und damit ein starkes kreatives Moment bekommt, braucht Raum, Zeit und Gelegenheit.

Im gebauten Lebensumfeld werden die Belange von allen Produzenten sichtbar, in Planungen werden sie in Lösungen umgesetzt, die diesen Belangen entsprechen – auch in Kompromissen. Wenn dabei auch die Produzenten einbezogen werden, die Experten sind, etwa für Infrastruktur, für Ökologie, für Nachhaltigkeit, kann die Lebensumwelt der

Zukunft resilienter und lebenswerter werden. Viele der Innovationen in diesen Lebensbereichen sind ohne Digitalisierung schon gar nicht mehr denkbar. Über Baukultur reden heißt dann auch, mit allen Produzenten darüber zu reden, welchen Einfluss Digitalisierung auf die Stadt hat, auf den konkreten Lebensraum.

Prof. Elke Pahl-Weber

Stadt-, Regionalplanerin und Stadtforscherin, Berlin

geboren in Hamburg. Elke Pahl-Weber lehrt und forscht im Bereich der Stadtplanung und des Städtebaus. Ihre Schwerpunkte sind Planungsverfahren und Planungsprozesse inklusive ihrer Moderation, die räumliche Entwicklung und energetische Stadtentwicklung, Stadterneuerung und Stadtbau, Megacities sowie Themen der Wohnungswirtschaft in den Bezugsräumen Deutschland, EU und dem nordafrikanisch-westasiatischen Raum. Von 1971 bis 1977 studierte sie Architektur an der Hochschule für bildende Künste in Hamburg. Nach zehnjähriger wissenschaftlicher Mitarbeit war sie von 1989 bis 2009 Inhaberin des Büros BPW Stadtplanung, Forschung, Beratung in Hamburg. Es folgten Gastprofessuren an der Fachhochschule Hamburg, Fachbereich Architektur (1998) und an der GHK Kassel, Fachgebiet Stadtplanung (1999 bis 2000). Seit 2004 ist Elke Pahl-Weber Professorin für Bestandsentwicklung und Erneuerung von Siedlungseinheiten am Institut für Stadt- und Regionalplanung (ISR) an der TU Berlin. Von 2009 bis 2011 war sie parallel Leiterin des Bundesinstituts für Bau-, Stadt- und Raumforschung im Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung.

... Jórunn Ragnarsdóttir

Häuser, die sich gut benehmen

Häuser sollten sich gut benehmen.

„Man geht auch nicht ungewaschen zum Arzt“. Das schrieb der leider verstorbene Architekt Max Bächer dem Bürgermeister einer kleinen Stadt als Antwort auf ihm zugesandte Pläne. Diese zu beurteilen, empfand er wohl als eine Zumutung. Erstens, weil die Pläne schludrig gezeichnet waren und zweitens, weil es dem Entwurf an jeglicher architektonischer Qualität mangelte. Ihm ging es um den Umgang miteinander, sowohl hinsichtlich der sprachlichen Kommunikation, wie auch der Gleichgültigkeit dem Bild der Stadt gegenüber. Denn die Umgangsformen in unserem sozialen Miteinander lassen sich in unseren Häusern und damit den Straßen und Plätzen, für deren Gestalt sie eine gemeinsame Verantwortung tragen, wiedererkennen.

Und doch scheint es zwischen der Art und Weise, wie wir miteinander umgehen und dem Spiegel, den die Architektur uns vorhält, einen Unterschied zu geben. Mehrheitlich bedienen wir uns im Büro oder in der Kirche oder bei Festlichkeiten einer anderen Sprache als Zuhause. Je nach Anlass tragen wir passende Kleidung und gestikulieren in der Öffentlichkeit anders als in der privaten Stube. Wir wissen uns zu benehmen. Was nicht bedeutet, dass wir uns anpassen.

Zwischen „Anpassen“ und „Benehmen“ besteht nämlich ein himmelweiter Unterschied. Wer sich anpasst, gibt einen Teil von sich selbst auf. Man biedert sich damit ein Stück weit an, übernimmt im Zweifel auch die wenig guten Eigenschaften des Anderen mit dem Ziel mitzuhalten, um nicht aufzufallen. Wer sich allerdings gut zu benehmen weiß, wird auch in einer üblen Gesellschaft seine Haltung bewahren.

Gutes Benehmen ist die wichtigste Voraussetzung für die Kommunikation untereinander. Es braucht einfach bestimmte Umgangsformen, wie auch Riten, die sicherstellen, dass das soziale Miteinander glückt. Verständnis für andere Menschen, Einfühlsamkeit und Neugierde machen den geistigen Austausch von Wissen und gemeinsamen Denken und Handeln den Erfolg einer Gesellschaft aus. Zu Unrecht hat das Wort „Benehmen“ den *Goût* des autoritär erhobenen Zeigefingers des Frankfurter Psychiaters und Arztes Dr. Heinrich Hoffmann. Doch gutes Benehmen setzt Bildung und Menschlichkeit, aber auch Demut voraus. Also jene Eigenschaften, denen eine Aufrichtigkeit zugrunde liegt. In diesem Falle kann man von Kultiviertheit sprechen.

“Good and bad manners in architecture“ überschrieb 1924 der englische Architekt Arthur Trystan Edwards einen Essay über den sozialen Aspekt von Architektur und Stadtplanung. „*In our own time of star-architects and signature buildings, we might be served better by buildings that talk to each other*“, so lautete sein Credo (The Architectural Review, April 2014). Würden die Häuser der Stadt tatsächlich miteinander sprechen, wäre die Voraussetzung gegeben, dass sie sich verstehen und gegenseitig akzeptieren. Die Sprache der Stadt zu lernen und zu

verstehen, ist der erste Schritt zum Gelingen von einer Gemeinschaft. Für diese Gemeinschaft bauen zu dürfen, ist immer ein Privileg. Eigentlich dürften in der Stadt nur diejenigen bauen, die sich dessen bewusst sind. Weil es aber überall sowohl bei Architekten und Architektinnen wie auch bei Investoren Rabauken gibt, die nur an sich selbst denken, braucht es (leider) Institutionen und Personen, die sich dafür einsetzen, dass „man nicht ungewaschen zum Arzt geht“. Wenn das gelingt, können wir getrost von Baukultur reden.

Jórunn Ragnarsdóttir

Architektin, Stuttgart

war nach dem Architekturstudium in Stuttgart Mitarbeiterin im Büro Lederer. Seit 32 Jahren arbeitet sie als selbständige Architektin und Inhaberin im Büro Lederer Ragnarsdóttir Oei. Die Bauten und Wettbewerbsbeiträge des Büros Lederer Ragnarsdóttir Oei sind vielfach ausgezeichnet. Jórunn Ragnarsdóttir war Professorin an der Kunstakademie Düsseldorf und ist als Mitglied in zahlreichen Beiräten in München, Freiburg, Stuttgart, Regensburg und Berlin tätig.

... Riklef Rambow

Haltung im Alltäglichen

Die Eindrücke von der aktuellen Architekturbiennale in Venedig, die von den irischen Architektinnen Yvonne Farrell und Shelley McNamara kuratiert wird, sind noch frisch. Die Ausstellung selbst, aber mehr noch die durch sie ausgelösten Reaktionen und Diskussionen, konzentrieren Fragen über die Gegenwart und Zukunft unserer Lebensräume und der Möglichkeiten und Herausforderung der Architektur wie in einem Brennglas. Das Konzept des *freespace*, das im Zentrum der Ausstellung steht, wurde von manchen fachkundigen Kommentatoren als unscharf, nichtsagend oder naiv, die ausgestellten Beiträge als zu wenig politisch, ästhetisierend oder gar elitär, wenn nicht sogar elitistisch kritisiert. Tatsächlich ist das „Manifest“ der Kuratorinnen betont einfach

gehalten, es erwähnt Großzügigkeit, Bedachtsamkeit und Humanität und spricht über die Macht und Schönheit der Architektur, die sich durch ihre wesentlichen Qualitäten sinnlich vermitteln. Man muss dieses Manifest mehrmals lesen, gerade weil es so einfach ist, und man muss der Ausstellung Zeit und Muße widmen, sonst kann sich ihr Zauber nicht entfalten. Und das wäre schade.

Tatsächlich erscheint mir das Manifest angenehm konzentriert und unpräntiös, und die Ausstellung bereitet großes Vergnügen, gerade weil sie in weiten Teilen mit vorwiegend architektonischen Mitteln arbeitet. Die aktuellen Herausforderungen an Architektur, Stadtplanung und Dorfentwicklung werden dabei übrigens keineswegs vernachlässigt: Von der Digitalisierung über Ressourcenverschwendung und Flächenfraß bis zur Flüchtlingskrise oder der Bereitstellung bezahlbaren Wohnraums, es wird nicht geleugnet, dass Architekten weltweit unter schwierigen Bedingungen arbeiten. Gleichwohl zeigt die Ausstellung vor allem Lösungen, und sie tut dies in den meisten Fällen erfreulich uneitel.

Ich wünsche mir, dass diese Haltung wieder stärker an Gewicht gewinnt. Die nüchterne Emphase, mit der auf den wesentlichen Grundlagen und Zielen guter Gestaltung beharrt wird, ist nach meiner Wahrnehmung derzeit sowohl im Fachdiskurs und in der Ausbildung als auch in der öffentlichen Auseinandersetzung über Architektur und Stadt eher die Ausnahme als die Regel. Respekt und Wertschätzung gegenüber denjenigen, denen es gelingt, auch bei scheinbar trivialen Aufgaben und unter engen Budgetvorgaben räumliche Qualitäten zu erzeugen, die überraschen und auch langfristig erfreuen, ist die Voraussetzung dafür, dass Architektur gesellschaftlich nachgefragt bleibt. Und selbst der Hinweis, dass es dabei immer um Menschen geht, die in ihrer ganzen Erlebnisfähigkeit, aber natürlich auch mit ihren grundlegenden Bedürfnissen im Mittelpunkt stehen sollen, ist weit davon entfernt, eine allseits gewürdigte Selbstverständlichkeit zu sein. Wer die öffentlichen Diskussionen über Architektur und Planung verfolgt, mag gelegentlich schier

verzweifeln am Zynismus, an der Ignoranz und der offenen Feindseligkeit, die der Planung und dem Bauen entgegengebracht werden. Wenn sich das zukünftig ändern soll, dann brauchen wir auf Seiten der Architekten genau jenes unerschütterliche Vertrauen in die Möglichkeiten der Architektur, das Farrell und MacNamara vermitteln, und das die Voraussetzung ist, um auch gegenüber Widerständen freundlich und hartnäckig an den Freiräumen festzuhalten, die nur gute Architektur eröffnen kann.

Prof. Dr. Riklef Rambow

Psychologe und Architekturvermittler, Berlin/Karlsruhe

geboren 1964 in Wiesbaden. Er studierte Psychologie in Bielefeld und New Orleans und wurde in Frankfurt mit einer Arbeit über „Experten-Laien-Kommunikation in der Architektur“ promoviert. Nach elf Jahren Tätigkeit am Lehrstuhl Theorie der Architektur der BTU Cottbus leitet er seit 2009 das Fachgebiet Architekturkommunikation (a*komm) am Karlsruher Institut für Technologie (KIT) und führt in Berlin das Beratungsbüro PSY:PLAN.

... Konrad Rothfuchs

Die Quantifizierung des Städtischen

In der städtischen Verkehrsplanung wurde über Jahrzehnte eine Kultur des festen Glaubens an mathematische Modelle gelebt. Entwicklungen wurden gewissenhaft extrapoliert, Wirkungen von denkbaren Maßnahmen in, entsprechend der Methodik, ernstzunehmende Modelle gegossen und dem darauf aufsetzenden planerischen Handeln streng zugrunde gelegt. Dieses Vorgehen hatte unumstößliche, schon fast alternativlose Handlungserfordernisse zur Folge, die seit den Jahren des Wiederaufbaus in vielen Fällen konsequent umgesetzt wurden. Ergebnis sind Straßenräume, die teilweise jeden menschlichen Maßstab und damit Anspruch spotten. Sie versuchen dem Auto zu gefallen: Räume, die einer menschenfreundlichen, lebenswerten Quartiersentwicklung häufig im Wege stehen. Tatsächlich sind hier nicht nur die hochbelasteten Magistralen unserer Metropolen gemeint, nein, auch viele Wohnstraßen sind zu Parkplätzen verkommen, die anderen Flächenanfordernissen ehrlicherweise kaum Raum lassen. Wir, die Planungsebene – aber auch die Entscheidungsebene und die Öffentlichkeit – müssen lernen, mit dem Instrument der Zahlen anders umzugehen. Sie müssen als Entscheidungshilfe verstanden werden und nicht zur paradigmatischen Rahmensetzung verleiten. So müssen mit

Hilfe von Modellrechnungen Veränderungen von Rahmenbedingungen auf ihre Wirkung hin beurteilt werden und hieraus unter Beachtung von Zielsetzungen unterstützende oder hemmende Maßnahmen abgeleitet werden.

Vor Jahren noch undenkbar, aber heute schon gelebt. An einem Beispiel lässt sich dies bereits illustrieren. So wurde bei einem Umbau einer Straße anhand von Modellrechnungen deutlich, dass im ungünstigsten Fall die Fahrbahn auf vier Fahrstreifen erweitert werden muss. Der Hauptgrund hierfür ist der noch nicht abschließend zu beurteilende Modal Split aus einem angrenzenden Neubaugebiet. Parallel zeigte das eingesetzte Verkehrsmodell, dass durch die Verlegung einer übergeordneten Straße möglicherweise weitere Verkehrszunahmen zu erwarten wären. Vor dem Hintergrund der nur schwer vorherzusagenden Entwicklungen, wurde auf Grundlage mehrerer Modellrechnungen entschieden, eine „adaptive Straße“ zu realisieren. Der Straßenquerschnitt wurde so konzipiert, dass bei einem höheren Verkehrsaufkommen eine Erweiterung mit geringen Ausbauarbeiten möglich wäre. Zentrale Elemente sind hierbei eine rückbaubare Mittelinsel und Fahrradstreifen, die bei einer möglichen späteren Erweiterung in die Nebenflächen verschoben werden könnten. Durch solche einfachen flexiblen Gestaltungselemente entsteht ein Straßenraum, der plötzlich nicht mehr für zukünftige mögliche Verkehre ausgebaut wird, sondern viele Chancen eröffnet und trotzdem bei einer ungünstigen Entwicklung angepasst werden kann.

Dieses Beispiel zeigt, dass bei einem strategischen Umgang mit den Zahlen Handlungsoptionen entwickelt werden können, die plötzlich ein Zahlendiktat in einen Zahlenmöglichkeitsraum zu verwandeln hilft. Die hieraus abgeleiteten Handlungsoptionen können so auf die schwierige Frage, wie mit dem zweifelsfrei vorhandenen Zusammenhang, zwischen Infrastrukturangebot und Verkehrsnachfrage, mit „adaptiven Straßenräumen“ umgegangen werden kann, gute, tragfähige Antworten geben.

Wenn wir die Zahlen verstehen, können diese die Chance bieten, Entwicklungen zu erkennen und diese dann zu stärken oder ihnen entgegen zu treten. Ziel muss es sein, intelligente Straßenräume zu schaffen, die sowohl den heutigen Anforderungen entsprechen, aber auch eine zukunftsfähige Benutzung gewährleisten. Und was wir schon bei der Gestaltung von Wohnungsgrundrissen gelernt haben, trifft auch auf die Gestaltung von Straßenräumen zu: Eine programmierte Flexibilität sichert langfristig unterschiedliche Aneignungsmöglichkeiten, so dass ein hoher Funktionswert weit über die heutigen Planungsparadigmen hinaus gesichert werden kann. Was wollen wir mehr?

Konrad Rothfuchs

Verkehrsplaner, Stadtplaner und Zahlenakrobat, Hamburg

Studium des Bauingenieurwesens an der Fachhochschule Hildesheim-Holzminde sowie des Städtebaus und der Stadtplanung an der TU Hamburg-Harburg. Seit 1987 ist er Mitinhaber des 1983 gegründeten Planungsbüros ARGUS Stadt und Verkehr. Das Büro beschäftigt sich mit allen Fragen des städtischen Verkehrs. Neben Mobilitätskonzepten und Verkehrsmodellen ist ein Schwerpunkt die planerische Integration von Stadtstraßen in sensible städtische Strukturen. Er ist erster Vorsitzender des Verbands freier Ingenieure für Straßenbau in Hamburg (VFIS), Vizepräsident der Bundesvereinigung der Straßenbau- und Verkehrsingenieure (BSVI) sowie der Hamburgischen Ingenieurkammer-Bau. Seit dem Wintersemester 2017/18 hat Konrad Rothfuchs Lehraufträge an der HafenCity Universität Hamburg und an der Leibniz Universität Hannover.

... Tong-Jin Smith

Demokratien, die man bauen kann

Quadratisch, praktisch, gut ist eine Idee, der jeder Anspruch an Schönheit – wie es Daniel Libeskind ausdrücken würde – fehlt. Gebäude und Räume, deren Planung und Realisation allein daran ausgerichtet sind, die Flächennutzung so effizient wie möglich zu gestalten und somit eine monetäre Gewinnmaximierung zu garantieren, fehlt jeder Anspruch an eine Baukultur, die ihrem Namen gerecht werden will. Dennoch bestimmen sie in weiten Teilen das, was man heute als modern erachtet und somit unser Stadtbild. Begleitet werden diese Betonkisten vielerorts von sterilen Plätzen und öffentlichen Räumen, die wenig einladend wirken, eher trennen als zusammenführen. Was macht das mit uns? Fühlen wir uns in so einer gebauten Umwelt wohl? Stimuliert sie ein Gemeinschaftsgefühl?

Im Schulbau spricht man vom Raum als dritten Pädagogen – nach der Lehrkraft und den Mitschülern. Wenn man dieses Prinzip auf unsere gesamte gebaute Umwelt überträgt, beginnt man sie mit anderen Augen zu sehen. Materialien, Gestaltung und Organisation werden viel bewusster wahrgenommen, und wir stellen fest, dass viele Räume, in denen wir uns bewegen, unsympathisch sind. Andere wirken sogar erdrückend und erzeugen ein Gefühl des Unbehagens und der Entfremdung – oder das genaue Gegenteil. Sie sind einladend, warm und vermitteln ein Gefühl von Geborgenheit und Zusammengehörigkeit.

Dass der gebaute soziale Raum eine Wirkung auf uns hat, weiß man seit Anbeginn der Zivilisation. Das machen sich seit jeher vor allem Herrscher zunutze, um ihre Macht zu perpetuieren. In einer Demokratie – wenn man sie in der Tat als die Herrschaft des Volkes versteht – sollte es nicht um die Erhaltung von Macht und die Herrschaft der Wenigen

über die Mehrheit gehen, sondern um eine gerechte Teilhabe eines Jeden und die Freiheit, sich in die Gesellschaft einzubringen. Dies baulich auszudrücken, sollte das Ziel moderner Architektur und Stadtplanung sein. Das ist umso wichtiger als die heranwachsende Generation, die es gewohnt ist, sich gleichberechtigt und frei im Internet zu bewegen, einen Paradigmenwechsel in unserem sozialen Gefüge, unseren Beziehungen zueinander und unserer gesamten Kommunikation vorantreibt. Nahezu alles ist lediglich einen Klick entfernt. Kommunikation funktioniert global, live und in Farbe. Wissen ist öffentlich zugänglich. Grenzen gibt es nur noch im Kopf. Und in der Zukunft wird die voranschreitende Automatisierung uns mehr Raum und Zeit geben, unseren persönlichen Interessen nachzugehen, kreativ zu sein, die Natur zu genießen oder zu reisen. Das alles hat Einfluss auf die Organisation unseres Zusammenlebens und muss in die Gestaltung unserer gebauten Umwelt berücksichtigt werden.

Wenn wir also von einer nachhaltigen Stadtentwicklung und Baukultur sprechen, müssen wir nicht nur über einladende Grünflächen, urbane Farms und eine Infrastruktur sprechen, die *Walkability* und Intermodalität fördert, sondern auch über eine Architektur, die den Menschen in den Mittelpunkt stellt, Teilhabe und Gleichberechtigung ermöglicht und ein starkes Gemeinschaftsgefühl über alle Grenzen hinweg vermittelt. Und wenn wir dann noch behutsam mit Ressourcen umgehen, sind wir am Ziel.

Dr. Tong-Jin Smith

Journalistin und Dozentin, Berlin

1971 in den USA geboren. Tong-Jin Smith ist als Kind akademischer Nomaden vor allem in Europa aufgewachsen und hat in Heidelberg Politikwissenschaft studiert. Sie ist seit 1992 als freie Journalistin für Print und Online tätig und beschäftigt sich u. a. für *Welt am Sonntag* und *Der Tagesspiegel* mit Themen rund um Nachhaltigkeit, Stadtentwicklung und Bildung. Seit 2014 lehrt sie an verschiedenen Hochschulen und ist derzeit als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der FU Berlin tätig.

... Werner Sobek

Mut zur Utopie – J'exige l'utopie

„Unsere“ Lebensräume? Wer sind „wir“? Als Bürger im Zentrum Europas denken wir zukünftige Lebensräume vielleicht als Agglomerate aus futuristisch anmutenden Wohnkapseln mit arktisch-weißen Oberflächen und horizontal ausgerichteten, ovalen Fenstern. Raumschiffartig, auf alle Fälle biomorph geformt. Von opulentem Grün umrankt. Alles soll grün sein. Und still soll es sein. Der Dauerlärm soll endlich verschwunden sein, genauso wie die Luftverschmutzung oder der Plastikmüll in unseren Gewässern.

Keiner weiß, wie wir diese Ziele erreichen können. Kaum einer beschäftigt sich mit diesem „wie“, noch viel weniger Menschen beschäftigen sich mit dem „wohin“. Kaum jemand erdenkt die Welt von morgen. Nein, wir stolpern eher hinein, als Abfolge einzelner Schritte, die zumeist kurzfristig erforderlich gewordene Reaktionen und weniger bewusste oder gar gekonnte Aktionen sind. Als Abfolge in sich vielleicht noch naheliegender Schritte, nicht jedoch als überlegter Weg, der durch die Summe von Schritten entsteht. Gilt Ernst Blochs im „Geist der Utopie“

gemachtes Diktum immer noch, dass „... keiner weiß, was er wirklich will auf dieser ach so eingerichteten Welt“? Bloch sprach 1967 von einer „utopischen Unterernährung“, gar der „Impotenz im Antizipatorischen“ unserer Gesellschaft – gilt dies immer noch?

In anderen Teilen der Welt sieht Hoffnung auf Zukunft anders aus. Dort, wo es nichts gibt, wo das durchschnittliche Monatseinkommen weniger als 20 US Dollar beträgt, wo es keine Baustoffe, kein sauberes Wasser und nur wenig Nahrung gibt, ist bereits die Vorstellung einer vernünftigen Gesundheitsvorsorge, von genügend Wasser und Essen, gar einer schulischen Ausbildung eine Utopie. Schulbildung als Voraussetzung für Wohlstand und Stabilität? Im afrikanischen Kontinent, dessen dramatische Unterversorgung mit Lehrerinnen und Lehrern jedermann bekannt ist, werden jedes Jahr 40 Millionen Kinder hinzugeboren. Formt man Schulklassen zu 40 Kindern, dann benötigt man, ab sofort, eine Million zusätzlicher Lehrer – pro Jahr. Bei einer achtjährigen Schulausbildung also acht Millionen Lehrer. Und so weiter. Und wie bauen wir eine Welt, eine Heimat für diese Kinder? Bei einem Nettozuwachs der Weltbevölkerung von 2,6 Menschen pro Sekunde und einem durchschnittlichen Baustoffvolumen pro deutschem Bürger von 490 Tonnen müssten wir 1.300 Tonnen Baustoffe pro Sekunde erzeugen, zu Halbzügen formen und in unsere Gebäude verbauen. Jeder weiß, dass die hierzu erforderlichen Baustoffmengen nicht vorhanden sind, und jeder weiß, dass die zur Gewinnung der Rohstoffe, der Herstellung der Halbzeuge und der Errichtung der Bauten erforderliche graue Energie aufgrund ihrer vorwiegenden Basierung auf fossile Träger eine Umschreibung der Zielwerte des Pariser Klimaschutzabkommen von 1,5 bis 2 Grad Celsius auf 6 bis 8 Grad Celsius erforderlich macht.

Ich frage: Warum sind die heutigen architektonischen Utopien immer noch die von gestern? Wenig ausgerichtet auf das, was wir bereits heute als die Sorgen von morgen erkennen? Und warum findet die Diskussion über unsere Zukunft im Sinn einer Antizipation der potentiellen Probleme, der Szenarien und Gestaltungsmöglichkeiten im Sinn des

Versuches eines Sprechens über das Noch-nicht-Gewusste, das Noch-nicht-Gesehene, das Noch-nicht-Gedachte, einfach nicht statt? Ist die Angst vor der in Umrissen erkennbaren Wahrheit so groß, dass eine Flucht in das „Weiter so“, eine Flucht in noch mehr Konsum, noch weniger soziale Kontakte, noch weniger Eintreten für das Gemeinsame als einziger Ausweg erscheint? Oder eine Flucht in *fake news*, alternative Wahrheiten, internetbasierten Märchenwelten? Und was bedeutet dies politisch? Wo wir doch alle wissen, dass das unmissverständlich klare Aufzeigen und Beschreiben von Fakten und Zusammenhängen der Grundbaustein und die Grundvoraussetzung für ein sinnvolles Miteinandersprechen und einer jedweden Demokratie sind.

Paul Watzlawick wies immer wieder darauf hin, dass wir für unser emotionales Überleben Einsicht in eine sinnvolle Welt brauchen, da ein als sinnlos erlebtes Leben unerträglich sei. Besteht die von Bloch konstatierte „Verzweiflung am Ende“ vielleicht in der Unerträglichkeit, der Sinnlosigkeit dessen, was am Horizont aufscheint? Folgt unsere Wohlstandsgesellschaft deshalb lieber dem japanischen Sprichwort: „Es ist besser, hoffnungsfroh zu reisen als anzukommen“?

Natürlich ist ein Nach-Vorne-Denken immer mit dem Risiko des Irrs, des Scheiterns verbunden. Aber warum soll man nicht scheitern dürfen? Ist das Unvollkommensein nicht die menschliche Eigenschaft schlechthin? Das Risiko, einen Irrtum zu begehen, ist allemal dem drögen Dahinleben vorzuziehen. Die Angst vor dem Irrtum ist der Irrtum selbst, gab uns Hegel mit auf den Weg und Sloterdijk ergänzte, dass es schließlich zur Signatur der Humanitas gehöre, dass Menschen vor Probleme gestellt werden, die für Menschen zu schwer sind, ohne dass sie sich vornehmen könnten, sie ihrer Schwere wegen unangefasst zu lassen.

Hier sitzen wir also, mehr oder weniger erkenntnis-, taten- und visionslos auf unserer Erde, die mit circa 100.000 km pro Stunde durch das Weltall rast. Wir stellen fest, dass sich die lebenserhaltende Luftschicht immer mehr erwärmt, dass die lebenserhaltenden Süßwassersysteme

immer mehr verschmutzen, dass wir nicht so weiterbauen können wie bisher, dass wir nicht genügend Baustoffe für die weiterhin rapide wachsende Weltbevölkerung haben, und dass wir trotz unseres Überflusses an solarer Energie immer noch fossile Brennstoffe nutzen.

Und wir erkennen: Die Frage nach dem Bauen in der Zukunft ist auch die Frage nach der Zukunft selbst.

Ich fordere eine Baukultur mit Mut zur Utopie. Eine Baukultur, die sich mit den großen Fragen unserer Zeit beschäftigt. Die gerne auch selbst Utopie sein kann. Um uns durch das Fragen und Sprechen über das Bauen in der Zukunft auch die Frage nach der Zukunft selbst zu stellen. *J'exige l'utopie.*

Prof. Dr. Dr. E. h. Dr. h. c. Werner Sobek

Architekt und Bauingenieur, Stuttgart

geboren 1953 in Aalen, studierte Architektur und Bauingenieurwesen in Stuttgart, wo er 1987 promovierte. Von 1991 bis 1994 lehrte er an der Universität Hannover, bevor er an der Universität Stuttgart den Lehrstuhl von Frei Otto übernahm. Im Jahr 2000 wurde ihm zusätzlich der Lehrstuhl von Jörg Schlaich übertragen. Danach Fusion der beiden Lehrstühle und Institute zum Institut für Leichtbau Entwerfen und Konstruieren (ILEK), das er noch heute leitet. Von 2008 bis 2014 lehrte er als Nachfolger von Mies van der Rohe am Illinois Institute of Technology in Chicago. Gastprofessuren in Graz, Hamburg, Singapur, Harvard. Seit 2017 ist er Sprecher des Sonderforschungsbereichs SFB 1244. „Adaptive Hüllen und Strukturen für die gebaute Welt von morgen“ an der Universität Stuttgart.

... Christiane Thalgott

Gezähmte, städtische Mobilität

Der Raum in der Stadt ist für alle da, für Starke und Schwache, Alte und Junge, natürlich, so soll es sein. Heute und Übermorgen muss die Stadt als guter Lebensraum taugen, sie muss sich in ihren Gebäuden und Freiflächen für die Klimaveränderungen, Hitze, Starkregen, Stürme rüsten, sollte gerecht und mannigfaltig sein.

Denke ich dann über den knappen und teuren Raum in der Stadt nach – die hohen Bodenpreise – stolpere ich über die offensichtliche und verblüffend große Ungleichheit in den Verfügungsmöglichkeiten und über die überkommenen, allseitig akzeptierten Ungerechtigkeiten in der Nutzung unserer öffentlichen Räume, der Straßen und Plätze.

Es gibt die Starken in den immer größeren, bunten Fahrzeugen, denen sehr viel Straßen- und Platzraum zugebilligt wird, und die Schwächeren – Fußgänger, Kinder – die buchstäblich an den Rand gedrängt sind.

Warum akzeptieren wir das eigentlich in unserer "gleichberechtigten" Stadtgesellschaft?

Könnten die öffentlichen Straßen, die doch allen gehören, nicht auch gleichberechtigt für alle mobilen 4-rädrigen und 2-rädrigen Fahrzeuge und Fußgänger verfügbar sein, mit angepasster Geschwindigkeit und Rücksichtnahme? Das wünsche ich mir. In Madrid und Kopenhagen, selbst in New York scheint es zu funktionieren, wir müssen da noch etwas lernen. Vielleicht gelingt das in unserer technikverliebten Gesellschaft, z. B. durch das autonome Fahren und die entsprechende Programmierung der Fahrzeuge.

Die Nutzung der öffentlichen Parkplätze, einer breiten, öffentlichen Fläche neben der Fahrstraße, für die immobilen, die abgestellten privaten Fahrzeuge, widerspricht im Grunde jeder ökonomischen und funktionalen Logik in der Stadt. Andere private Besitztümer, wie Betten und Schränke dürfen auch nirgends den öffentlichen Raum belegen. Jedes Auto am Straßenrand nutzt mindestens 12 qm Stadtboden.

Dort könnten stattdessen, hilfreich gegen die Wohnungsnot, viele hunderte, bescheidene Mikrohäuser stehen – bezahlbar für Einpersonenhaushalte, Studenten, Stadtbewohner auf Zeit, kleines Gewerbe und sogar gestapelt. Dort könnten außerdem große Bäume wachsen und Grünflächen entstehen zur dringend notwendigen Verbesserung des Stadtklimas.

Ich träume von Städten mit genug Raum für alle Sesshaften und einer emissionsarmen, rücksichtsvollen Mobilität, in der für die immobile private Mobilität, also das Parken, kein öffentlicher Raum zur Verfügung steht. Das würde unsere Städte in überschaubarer Zeit sehr viel schöner, kommunikativer und gesünder machen.

Es würde räumlich und ökonomisch neue Möglichkeiten eröffnen. Mit den zukünftigen selbstfahrenden Leihautosystemen wäre eine derart optimierte PKW-Nutzung für einen wesentlichen Anteil der gewünschten Mobilität gut zu organisieren. Parken könnte sich weitgehend erübrigen.

Die gezähmte städtische Mobilität könnte der Stadt im Ganzen den gewünschten Raum verschaffen für gut erschlossene Neubauten und die dringend notwendigen Freiflächen für die Maßnahmen zur Klimaanpassung.

Also fangen wir schon mal damit an, private Besitztümer aus dem öffentlichen Raum zu verdrängen. Die Stadt wird schöner und gerechter!

Prof. Christiane Thalgot

Stadtplanerin, München

wurde 1942 in Breslau als Christiane von Wallenberg Pachaly geboren. Nach dem Abitur 1961 in Hamburg schloss sie 1963 eine Raumausstatterlehre ab. Dem Architekturstudium in Braunschweig und München folgte 1971 die wissenschaftliche Mitarbeit am Institut für ländliches Bau- und Siedlungswesen an der TUM. 1969 Heirat und Geburt von drei Kindern (1969, 1971, 1975). Von 1972 bis 1987 arbeitete Christiane Thalgot in Norderstedt als Stadtplanerin. Von 1987 bis 1992 war sie Stadtbaurätin in Kassel, 1992 bis 2007 Stadtbaurätin in München. Seit 2003 ist Christiane Thalgot Honorarprofessorin für Städtebau an der TUM. Von 2003 bis 2009 war sie Präsidentin der Deutschen Akademie für Städtebau und Landesplanung DASL. Außerdem arbeitet Christiane Thalgot seit 2007 verstärkt im Verbandsrat des VHW, im ULI, im BDA, BDLA und Werkbund, in Jurys und städtebaulichen Beratungen an der weiteren Verbreitung der Baukultur.

... Karsten Tichelmann

Baukulturgeschichte schreiben

Baukultur ist eine moderne Erweiterung des Kulturbegriffs. Im Alltag wird, „Kultur“ in unterschiedlichen Bedeutungen und Kontexten verwendet, so dass es zu einer Bedeutungserweiterung bis hin zu einer Sinnentleerung gekommen ist. Letzteres zeigt sich darin, dass „Kultur“ zu einem Bestandteil zahlloser Komposita geworden ist – wie Diskussionskultur, Unterhaltungskultur, Esskultur, Fankultur, Firmenkultur, Subkultur, Leitkultur und vieler weiterer Zusammensetzungen, z. B. Kulturlandschaft, Kulturtechniken, politische Kultur usw. ... Nun unterscheidet sich das Verständnis von „Kultur“ nicht nur innerhalb einzelner Disziplinen, sondern auch in unterschiedlichen Gesellschaften und sozialen Gruppen. Dementsprechend groß ist die Bedeutungs- und Assoziationsvielfalt des Kulturbegriffs der Akteure. Und das gilt im besonderen Maße auch für die Baukultur.

Es ist bereits viel Kluges zur und über Baukultur gesagt worden, oft mit dem Versuch, diese zu Beschreiben und ihr Merkmale, Eigenschaften, Wertungen und Bedeutung zuzuweisen. Vieles davon würde sich aber auch einfacher mit „guter Architektur“, „qualitätsvollem Bauen“, „Gestaltungsqualität“ oder für viele Menschen einfach nur mit „schön“ beschreiben lassen. Warum also diese Erweiterung des Kulturbegriffs nun auch noch um die Baukultur? Und das in einer Zeit, in der Einige durch die „Ablenkungs- und Unterhaltungskultur“ den Verfall von Kultur am Horizont aufziehen sehen und die gebaute Umwelt von den farbenfrohen und fantastischen Fantasiewelten der virtuellen Realität von Spielen, Videos und Filmen abgehängt wird.

Nach Albert Schweitzer erstrebt die Kultur „die geistige und sittliche Vollendung... an“. Dies ist eine sympathische Deutung, denn sie macht uns auf zwei bedeutsame Dimensionen von Kultur aufmerksam – Geist und Ethik. Um beide scheint es aber gerade zurzeit nicht gut bestellt. Wir leben in einer Zeit einer nie zuvor erreichten Geschwindigkeit und Unsicherheit. Erklärbar sind die Entwicklungen unserer Zeit nur, weil einige mit einer Kultur ohne Ethik und Werten auskommen wollen.

Doch Baukultur kann einen bedeutsamen Beitrag leisten und neben den materiellen Werten vor allem immaterielle Werte schaffen. Kaum eine andere Kulturdisziplin hat eine dermaßen starke Wechselwirkung von Materiellem und Geistigen. Sie ist ein Spiegel unserer Gesellschaft und zeigt, welche Werte uns wichtig sind und waren. Denn eine wichtige Funktion von Baukultur besteht darin, dass sie auf die Gesellschaft „nach innen hin integrativ“ wirken kann. Sie kann entschleunigen, Stabilität geben, Werte vermitteln, Lebensqualität steigern und Lebensfreude fördern.

Aber Baukultur ist immer mit diesem Konjunktiv verbunden. Denn sie kann auch anders. Wir haben es getan und tun es auch heute noch – in großen Mengen baukulturellen „Schrott“ anhäufen. Wir vergeuden damit Energie, Kapital, Natur, Lebensqualität, Wohlstand und gefährden die soziale Gerechtigkeit. Banal und einfältig

präsentiert sie sich vor allem in auf gewinnmaximierten Abverkauf ausgerichteten Investorenprojekten, in der Gewerbe- und Discounterarchitektur und einer Vielzahl von Ingenieurbauwerken. Auch hier offenbaren sich Geisteshaltung und materielle Verfassung. Wie fällt die ehrliche Bilanz der vereinzelt ambitionierten und gelungenen Beiträge gegenüber der sich rasant vermehrenden Masse der profanen und inhaltslosen gebauten Realität aus? Erleben wir da „netto“ nicht sogar einen sublimen Verfall von Baukultur? Und ist es dann nur eine geringe Qualität von Baukultur – oder schlicht die Abwesenheit von Baukultur oder gar eine „Bau-Unkultur“? Vor allem ist es aber ein Bauen ohne Ethik. Und somit wird Baukultur zu Charakterfrage aller Beteiligten.

Vergleichbar mit dem Klimawandel hat Baukultur eine große Trägheit. Die Wirkungen zeigen sich oft erst Jahrzehnte später. Dadurch ist es zu leicht, sich hier und jetzt über ihre Anforderungen hinwegzusetzen. Und eine weitere Analogie: Es lässt sich niemand zur Rechenschaft ziehen. Wir brauchen demnach verantwortungsvolle, ethische Wertmaßstäbe, welche das Streben nach Verfeinerung unserer gestalteten Umwelt und der Gesellschaft als oberstes Ziel hat.

Nur, hierfür ist das „Überorganisieren und Überregulieren“ des Planen und Bauens ungeeignet und hat auf die Entwicklung von Baukultur und deren angestrebten geistigen Ergebnisse eine hemmende Wirkung. So können z. B. Bebauungspläne keine Qualität sicherstellen. Sie sind ein erstarrter geistiger Zustand, der sich in einer Momentaufnahme anmaßt, zukünftige gesellschaftliche Entwicklungen eines Ortes vorherzusehen. Gestaltungsqualität braucht Entscheidungsqualität und Handlungsqualität. Voraussetzung für ein Baukulturschaffen ist ein denkender und freier Geist, der sein Handeln dem Baukulturideal unterordnet.

In dem Verständnis Albert Schweitzers muss Baukultur immer das Streben und Ringen nach dem Besten sein: das Beste an einem Ort für den Ort, das Beste von Menschen für den Menschen, das Beste aus der

Natur für die Umwelt, das Beste für Geist und Seele von Einzelnen für alle – die Welt und das Leben bejahend. In diesem Sinne wünsche ich der Baukultur, dass ihr Geist voller Energie ist und sich vermehrt, ausbreitet und viele Individuen unserer Gesellschaft erreicht. Es ist eine wichtige Zeit, in der wir Baukulturgeschichte schreiben und Tatsachen hervorbringen, die in einigen Jahrzehnten optimistische Geschichten unserer heutigen Geisteshaltung erzählen.

Prof. Dr. Karsten Tichelmann

Ingenieur, Darmstadt

Studium der Ingenieurwissenschaften mit Schwerpunkt Bauingenieurwesen an der TU Darmstadt, Promotion an der TU München auf dem Gebiet der hybriden Tragsysteme. Seit 1995 geschäftsführender Gesellschafter des Instituts und Versuchsanstalt für Holz- und Trockenbau, Darmstadt. Seit 1998 Partner der Tichelmann & Barillas TSB Ingenieurgesellschaft mit Niederlassungen in Darmstadt und Wuppertal. Seit 2008 Professur für Tragwerksentwicklung und Bauphysik am Fachbereich Architektur an der TU Darmstadt. Seit 2011 Mitglied des Vorstands des Fördervereins der Bundesstiftung Baukultur. Zahlreiche Veröffentlichungen und Auszeichnungen im In- und Ausland. Sein Arbeitsschwerpunkt liegt in der synergetischen Interaktion von Tragwerken und ihren bauphysikalischen Eigenschaften.

... Jürgen Tietz

Vielfalt gemeinsam gestalten

Es gibt sie schon. Überall auf der Welt. Diese Orte, an denen ich mich mit einem Lächeln niederlasse, unter den weit ausladenden Ästen einer Kastanie. Die Beine schwer vom Stadtspaziergang, den Kopf übertoll mit Eindrücken, lasse ich meine Blicke entlang der Fassaden wandern, Giebel hinauf, Gesims herab. Orte umsurren mich mit den Geschichten von Häusern und Menschen. Flirrendes Lichtspiel und Düfte überlagern sich zu einem Gewebe aus Sinneseindrücken und tragen mich weit über den Moment hinaus. Vor mir ein Café, ein Stuhl, eine Bank, der Boden aus Kopfsteinpflaster, ein Trottoir, der Kantstein aus Granit. Nein, weder die parkierten Automobile stören mich noch der bröckelnde Fassadenputz. Architektonische Perfektion? Fehlanzeige. Gebauter Alltag, gekräuseltes Chaos aus Formen, liebevoll umwuchert von grünen Fragmenten.

Nur eine Bitte: künftig nie wieder Wärmedämmpickel auf den Fassaden sehen müssen! Eine Gruppe spielt *Boule* im Schatten, auf der Mauer balancieren Kinder. Paare, Passanten, Poesie des Alltäglichen, des Unspektakulären. Vielleicht eine Blumenrabatte, vielleicht ein Brunnen. Über allem liegt ein Hauch von Patina und zugleich von Möglichem, ist alt und jung zugleich, ist gestern und morgen und ich, ich bin mitten darin im Jetzt.

Eine *Cola* aus der Flasche, eine *Quiche* aus der Hand, am Ufer der Seine oder entlang des Regent Canals in Camden Town schlendern, in den Straßen rund um das Woodwards in Vancouver oder im Jing'an Park in Schanghai. Gruppen von Chinesen bewegen sich beim Tai-Chi, tanzen in sich versunken Walzer, während nebenan der Verkehr der Millionenmetropole ungehemmt auf mehreren Ebenen zwischen den Hochhäusern vorbeirauscht. Vielfalt des Gleichzeitigen. Diese urbanen Momente, in denen man ganz in der Gegenwart ist und sich doch wie aus der Zeit genommen fühlt, sind nicht nur eine Vision. Sie sind längst vorhanden und erwachsen aus der Reibung zwischen dem Alten und dem Neuen, dem Bekannten und dem Fremden, sie erzeugen eine räumliche und geistige Aufweitung in der städtischen Dichte.

Es sind Plätze, deren Textur und Architektur sich in die Seele zu schreiben verstehen, weder antiseptisch aber auch nicht verdreht, mit jenem Gefühl gestaltet, das aus uraltem Wissen in die Gegenwart gleitet, von einer Unaufgeregtheit, der selbst ein parametrischer Entwurf nichts anhaben könnte. Orte jenseits der Großartigkeit, in denen eine stille Demut wohnt, an denen sich die Menschen gerade deshalb versammeln, zum Reden, Sitzen, Träumen. Vielleicht träumen sie so wie ich davon, dass in zehn Jahren, wenn sich die Kulturminister Europas wieder auf dem Zauberberg treffen, um über die Entwicklung der Baukultur in Europa seit der Verabschiedung der „Davos Declaration“ von 2018 zu befinden, aus Deutschland eine Ministerin anreist. Mit einem selbstwussten Lächeln lässt sie sich zwischen ihren Kollegen nieder. Alle schauen ein wenig neidisch zu ihr hinüber. Warum?

Seit kurzem ist Deutschland das erste Land Europas mit eigenem Baukulturministerium, das in Fragen der Bewahrung seiner Monumente, des qualitätvollen Neubaus, der gesellschaftlichen Partizipation wie der ästhetischen Bildung unter dem Wahlspruch „Gemeinsam Vielfalt gestalten“ Städte und Land berät und damit europäische Massstäbe setzt. Um solche Orte zu bewahren und neu zu schaffen, an denen ich mich mit einem Lächeln niederlasse.

Dr. Jürgen Tietz

Publizist und Moderator, Berlin

hat Kunstgeschichte studiert und arbeitet in Berlin als Publizist und Moderator zu den Themen Architektur und Denkmalpflege. Er hat zahlreiche Bücher veröffentlicht, darunter „Was ist gute Architektur? 21 Antworten“, „Meinhard von Gerkan – Vielfalt in der Einheit/ Biografie in Bauten“. Zuletzt erschien „Monument Europa“ zum Europäischen Kulturerbejahr. Er ist Mitglied im Gestaltungsbeirat der Stadt Fulda, in der AG Öffentlichkeitsarbeit des DNK und wurde in den Konvent der Baukultur berufen.

... Tim von Winning

Stadträume für öffentliches Leben

Baukultur hat Konjunktur. Ähnlich wie auch die Nachhaltigkeit ist der Begriff ausschließlich positiv besetzt, jeder kann ihn sich für seine Ziele zurechtlegen – leider hat er sich durch die vielfache Verwendung etwas abgenutzt. Wir befinden uns jedoch in einer Zeit intensiver Veränderungen. Und gerade deshalb ist es wichtig, die inhaltliche Diskussion über die Qualität unserer gebauten Umwelt in Gang zu halten.

Ob durch den Bau neuer Quartiere und Stadtteile, die Konversion von Brachen und untergenutzten Flächen oder die Modernisierung von bestehenden Gebäuden und Stadtstrukturen: Die Städte sind wieder die zentralen Orte von Veränderung. Auch wenn damit der Druck auf die Wohnungsmärkte steigt, und ein besonderes Augenmerk auf Menschen gelegt werden muss, die mit diesen Veränderungen nicht mithalten können, hilft die hohe Nachfrage, Prozesse und Entwicklungen zu beeinflussen.

Viele Dinge, die die europäische Stadt zum erfolgreichen und effizienten Ort des Zusammenlebens und der Innovation gemacht haben (z. B. soziale und funktionale Vielfalt und Mischung) sind unter den gegenwärtigen wirtschaftlichen und rechtlichen Rahmenbedingungen keine Selbstläufer. Ohne Einflussnahme durch Planungsprozesse und starke Akteure ergibt sich an vielen Stellen eine Segregation städtischer Bestandteile. Es entstehen konzentrierte Monofunktionen – „Zentren“ für Einkaufen, Sport, Bildung, Forschung, etc. ...

Bei aller Wichtigkeit der Diskussion um die Qualität von Architektur bilden aus meiner Sicht insbesondere die Stadträume ein zentrales Aufgabenfeld der Planung. Stadträume sind die relevanten Orte der Begegnung und der Interaktion. Hier findet das statt, was wir öffentliches Leben nennen. Gebäude, ihre Nutzung und ihre Gestaltung spielen für die Prägung dieser Räume eine bedeutende Rolle. Viel zu lange wurde allerdings die Hauptaufgabe von Fassaden darin gesehen, dem Innenleben eines Gebäudes ein angemessenes Abbild und eine individuelle Darstellung nach außen zu geben. Zentrale Aufgabe von städtischen Häusern ist es aber, gemeinsam mit anderen eine Straße oder einen Platz zu formen. Für die Qualifizierung der Stadträume ist der gestaltenden Funktion von Gebäuden und Fassaden im Hinblick auf Proportion und Maßstäblichkeit der öffentlichen Flächen daher eine viel größere Beachtung zu widmen.

Darüber hinaus muss ein grundsätzliches Umdenken stattfinden, um die öffentlichen Räume – und damit sind insbesondere auch die Straßen gemeint – nicht nur als funktionale Orte des Transits vorzusehen.

Die Automobilität hat leider einen zentralen Anteil an der Entwicklung und Gestalt unserer Städte. Dies betrifft die Art der Siedlungsentwicklung bis hin zur Gestaltung der öffentlichen Räume. Auch wenn das Auto für viele Fälle eine gute und sinnvolle Art der Fortbewegung ist, stellt es in seiner derzeitigen Entwicklung hinsichtlich Größe, Gewicht, Motorisierungsgrad und Besitzform der Fahrzeuge ein sehr ineffizientes, stadtunverträgliches und wenig zukunftsträchtiges System dar. Es wäre daher ein großer Wunsch, die emotionalen Aspekte des Autofahrens zu überwinden und zu einer pragmatischeren Form von Mobilität zu finden, die Nähe unterstützt und negative Auswirkungen minimiert.

Baukultur darf nicht nur als Beschreibung eines Zustandes verstanden werden. Sie muss vielmehr eine Anstrengung beinhalten, die über den reinen Pragmatismus als Minimallösung für eine Aufgabenstellung

hinaus geht. In diesem Sinne ist aktive Einflussnahme auf ein möglichst mehrheitlich getragenes Ziel die zentrale Aufgabe. Als Wunsch zum Ende dieser Gedanken stünde daher, dass sich jeder, der den Begriff Baukultur verwendet, klarmacht, was sein persönlicher Beitrag zur Qualität der Prozesse und insbesondere der Ergebnisse sein kann.

Tim von Winning

Architekt, Stadtplaner und Baubürgermeister der Stadt Ulm

war nach dem Studium der Architektur und Stadtplanung an der Universität Stuttgart und einem zweijährigen Referendariat an der Obersten Baubehörde in München (Fachgebiet Städtebau) in einem freien Planungsbüro in Stuttgart (ORplan) tätig. Als Sachgebietsleiter für Projektentwicklung wechselte er 2001 zur Stadt Ulm, und verantwortete u. a. als Projektleiter die „Neue Mitte Ulm“, die Rückgewinnung eines Stadtraums durch den Rückbau eines großen innerstädtischen Straßenzugs (Auszeichnung zum Deutschen Städtebaupreis 2006). Anschließend übernahm er für zwei Jahre die Leitung der Stadtplanung in der Stadt Erlangen. Von 2007 bis 2015 leitete er in der Universitätsstadt Tübingen den Fachbereich mit den Aufgabenbereichen Stadtplanung, Projektentwicklung, städtische Liegenschaften und Verkehrsplanung. Seit 2015 ist Tim von Winning Baubürgermeister der Stadt Ulm.